

Helmut Glück

Deutsch als Fremdsprache in Europa  
vom Mittelalter bis zur Barockzeit



Helmut Glück

Deutsch  
als Fremdsprache  
in Europa  
vom Mittelalter  
bis zur Barockzeit



Walter de Gruyter · Berlin · New York  
2002

© Gedruckt auf säurefreiem Papier, das die  
US-ANSI-Norm über Haltbarkeit erfüllt

*Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme*

<p>Glück, Helmut: Deutsch als Fremdsprache in Europa vom Mittelalter bis zur Barockzeit / Helmut Glück. – Berlin ; New York : de Gruyter, 2002 ISBN 3-11-017084-1</p>
---

© Copyright 2002 by Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, D-10785 Berlin

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

Satz: Arthur Collignon GmbH, Berlin

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Hubert & Co., Göttingen

Einbandabbildung: Händler im Gespräch (Holzschnitt des Petrarca-Meisters, 1519/20)

Einbandgestaltung: + malsy, Bremen

Für Peter Eisenberg



# Inhalt

1.	Einleitung . . . . .	1
2.	Forschungsstand . . . . .	15
3.	Was ist Deutsch als Fremdsprache? . . . . .	24
3.1.	Hochdeutsch, Niederdeutsch, Niederländisch . . . . .	24
3.2.	Deutsch und Jiddisch . . . . .	37
4.	Vorgeschichte und älteste Berichte . . . . .	51
4.1.	Völker- und Sprachenwanderungen in der Spätantike und im Mittelalter . . . . .	51
4.2.	Älteste Berichte über Sprachkontakte des Deutschen . . . . .	66
5.	Warum wurde Deutsch gelernt? Soziale Domänen des Deutsch- lernens . . . . .	83
5.1.	Der Fernhandel und die ‚deutschen‘ Schulen . . . . .	84
5.2.	Handwerkerwanderungen . . . . .	98
5.3.	Schüleraustausch und Sprachreisen . . . . .	102
5.4.	Fernheiraten . . . . .	104
5.5.	Fernreisen . . . . .	108
5.6.	Akademische Wanderungen . . . . .	124
5.7.	Die Kavaliertour . . . . .	132
5.8.	Das ‚fahrende Volk‘ . . . . .	140
5.9.	Migration und Sprachwechsel: Italiener, Spanier und Tsche- chen . . . . .	146
5.10.	Frankophone Glaubensflüchtlinge: Wallonen, Hugenotten, Waldenser . . . . .	158
6.	Deutsch als Fremdsprache in anderen Sprachräumen . . . . .	233
6.1.	Frankreich . . . . .	233
6.2.	Italien . . . . .	245
6.3.	Die baltischen Länder . . . . .	263
6.4.	Rußland . . . . .	276

---

6.5.	Die nordischen Länder . . . . .	290
6.6.	Die Niederlande . . . . .	311
6.7.	Die britischen Inseln . . . . .	323
6.8.	Die iberische Halbinsel . . . . .	337
6.9.	Die böhmischen Länder . . . . .	345
6.10.	Polen . . . . .	364
7.	Sprachbücher, Glossare, Lexika und Grammatiken . . . . .	412
7.1.	Die Tradition des <i>vocabularius ex quo</i> . . . . .	413
7.2.	Die oberitalienischen Sprachbücher des 15. Jahrhunderts und die Tradition des <i>vocabolista</i> . . . . .	418
7.3.	Kleine und große Grammatiken des 16. und 17. Jahrhunderts	433
8.	Schlußbemerkungen . . . . .	458
	Technische Konventionen . . . . .	463
	Bibliographie . . . . .	465
	Verzeichnis der Abbildungen . . . . .	561
	Verzeichnis der Abkürzungen . . . . .	563
	Verzeichnis der Siglen . . . . .	565
	Verzeichnis der Exonyme und veralteten Ortsnamen . . . . .	567
	Sachregister . . . . .	569
	Personenregister . . . . .	582
	Register der geographischen Namen . . . . .	598

Der Unterschied der sprachen entfremdet den Menschen vom Menschen /  
und es hilft / wegen dieser blossen Ungleichheit zur freundlichen Vergesell-  
schaftung der Menschen die / sonst so grosse Gleichheit ihrer Natur so viel  
als nichts; dergestalt / daß einer viel lieber bey seinem Hunde ist / als bey  
einem Menschen / mit dem er nicht reden kan.

*(Augustinus, cit. nach Matthias Kramer, Das herrlich Grosse Deutsch-  
Italiänische Dictionarium. Nürnberg 1700, Motto vor dem Widmungsblatt)*

## 1. Einleitung

Die Geschichte der deutschen Sprache von ihren Anfängen an ist ein zentraler Forschungsgegenstand der Germanistik. Die Beschäftigung mit dem Deutschen als Fremdsprache ist – was die universitäre Forschung betrifft – im wesentlichen eine Erscheinung der letzten 30 Jahre.<sup>1</sup> Das Bedürfnis, das Deutsche als Fremdsprache zu lernen, gibt es allerdings genau so lange, wie es das Deutsche als Sprache gibt. Es gibt seit etwa 1500 Jahren Menschen anderer Muttersprachen, die sich mit Sachsen, Franken, Thüringern, Alemannen oder Baiern, später dann mit Deutschen, verständigen wollten oder mußten und damit Anlaß hatten, Deutsch auf der jeweiligen Stufe der Sprachentwicklung zu lernen (Die terminologischen und methodischen Probleme, die diese Formulierung aufwirft, werden in Kap. 3 erörtert.). Kaum jemand unterzieht sich dieser Mühe ohne Anlaß. Man kann deshalb fragen, welche Menschen oder Gruppen von Menschen zu welchen Zeitpunkten aus welchen Gründen an welchen Orten mit welchen Hilfsmitteln Varianten des Deutschen gelernt haben und ob, wie und zu welchen Zwecken diese Sprachkenntnisse verwendet worden sind. Diese Fragen kann man nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für vergangene Zeiten stellen. Sie sind – für den Zeitraum vom Beginn der schriftlichen Überlieferung in deutscher Sprache (um 800) bis etwa 1700 – der Gegenstand dieses Buches.

Auf zwei linguistische Forschungsfelder kann sich das Studium dieses Gegenstands vor allem stützen: auf die historische Sprachkontaktforschung, die die Austauschprozesse zwischen dem Deutschen und seinen jeweiligen Kontaktsprachen für die einzelnen Stufen der Sprachentwicklung studiert, und auf Berichte über Kontakte von Sprechern anderer Sprachen mit Deutschen und mit dem Deutschen. Die erste Quelle ist sehr ergiebig: es handelt sich um die Sprachgeschichtsschreibung für die

Sprachen, mit denen das Deutsche in Kontakt stand (und vielfach noch steht), und um die Altgermanistik, die stets auch Berührungen des Deutschen mit anderen Sprachen und deren sprachlichen Niederschlag im Deutschen untersucht hat. Die zweite Quelle sickert bislang wenig genutzt vor sich hin, denn nach expliziten oder impliziten Berichten über den Erwerb des Deutschen haben weder die Germanisten noch die Romanisten, Slavisten, Anglisten, Nordisten, Baltisten und Finno-Ugristen ihre historischen Denkmäler systematisch untersucht. Unter expliziten Berichten sind Schilderungen von Kommunikationssituationen zu verstehen, in denen sprachlich bedingte Verstehensprobleme auftraten und gelöst werden mußten, unter impliziten Berichten solche, die auf Verstehensprobleme schließen lassen, ohne daß sie ausdrücklich thematisiert würden. Es war deshalb notwendig, in großem Umfang nach solchen Berichten zu suchen. Dabei waren ganz unterschiedliche Arten von Texten zu berücksichtigen. Um sie identifizieren zu können, war eine intensive Beschäftigung mit den Arbeitsergebnissen der mediävistischen und frühneuzeitlichen Historiographie ebenso erforderlich wie das Studium verschiedener Gattungen mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Quellen.

Die historisch-vergleichende Sprachforschung des 19. Jh. hat sich, wie ihre Selbstbezeichnung ausdrückt, als Forschungsgegenstand den Vergleich von Sprachen vorgegeben, wenn auch vor allem den von lange vergangenen Sprachzuständen, und ihr Erkenntnisinteresse lag in der Rekonstruktion genetischer Zusammenhänge. Die Junggrammatiker haben nicht nur psychologisiert, sondern auch fleißig und penibel die Denkmäler vergangener Zeiten gesammelt und studiert. Schon ihnen war das Vergleichen, das Herausfinden von Gemeinsamkeiten, Differenzen und Besonderheiten von Sprachen methodisch selbstverständlich und keiner theoretischen Begründung bedürftig. Allerdings interessierte die Frage, wie andere Sprachen oder auch die eigene Sprache zu erwerben oder gezielt zu lernen seien, die Junggrammatiker so wenig wie ihre Vorgänger. Der Gedanke, daß Resultate von Sprachvergleichen für solche Zwecke operationalisiert werden könnten, war ihnen fremd. Deshalb trifft man noch heute bei Fremdsprachendidaktikern vielfach die unzutreffende Meinung an, daß sprachvergleichende Forschung (kontrastive Linguistik) erst seit kurzem betrieben werde (und zwar von ihnen).

Das Nachdenken über die Sprachen Europas, über die Beziehungen des Deutschen zu diesen Sprachen und seine Stellung unter ihnen, über interlinguale Austauschprozesse zwischen ihnen hat eine lange Tradition. Seit der Spätantike hat man sich im Abendland Gedanken über die Stellung der Sprachen der jeweils bekannten Welt im Schöpfungsplan und

die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen ihnen gemacht, und die Erkenntnis, daß die indogermanischen Sprachen (man bezeichnete sie lange Zeit als *skythisch*) miteinander verwandt sind, war in ihren Grundzügen lange vor Sir William Jones gewonnen.<sup>2</sup> Grammatiker und Lexikographen haben sich seit dem 16. Jh. vor allem mit dem Einfluß des Lateinischen und des Französischen auf das Deutsche auseinandergesetzt. Die Bemühungen der Sprachgesellschaften des 17. Jh. waren ganz wesentlich auf diesen Punkt gerichtet. Sprachlehrer wie Wolfgang Ratke<sup>3</sup> (1571–1635) und Jan Amos Komenský<sup>4</sup> (Comenius; 1592–1670) haben sich mit der Frage nach der ‚Reinheit‘ der Volkssprachen, ihrer Würde und ihrem eigenständigen Platz im Schöpfungsplan befaßt – nach Babel und dem Pflingstwunder.<sup>5</sup> Dies ist eine Form der kontrastiven Sprachforschung, auch wenn sie eher operativ (mit pädagogischen und politischen Absichten) als analytisch betrieben wurde und ihre Resultate uns heute vielfach kurios erscheinen. Die Absicht, anderssprachige Elemente aus dem Deutschen zu entfernen, setzt jedenfalls die sammelnde und klassifizierende Beschäftigung mit ihnen voraus.<sup>6</sup> Hier haben wir es mit metasprachlichen Diskursen zu tun: mit dem Nachdenken, Reden und Schreiben über Sprache und Sprachen.

Vor allem geht es in diesem Buch aber um die Sprachen selbst, weniger um das Reden und Schreiben über sie. Sprachen kommen dadurch in Kontakt zueinander, daß Menschen aufeinander treffen, die sie verwenden. Sie tun das üblicherweise in der Absicht, miteinander zu kommunizieren, also verstanden zu werden und zu verstehen. Dieses Ziel verfehlen sie dann, wenn ihre Sprachen gegenseitig unverständlich sind, wenn sie sich verbal nicht verständigen können, auch wenn sie sich bemühen. Gegenseitige Unverständlichkeit ist allerdings keine fixe Größe. Wenn die strukturelle Distanz zwischen zwei Sprachen nicht allzu groß ist, wenn sie genetisch miteinander verwandt sind, wenn sie im Wortschatz teilweise miteinander übereinstimmen, dann kann das gegenseitige Verstehen eine Frage des Grades werden: man versteht sich gegenseitig zwar nicht vollständig, nicht immer, nur schwer, aber man versteht sich ungefähr, einigermaßen, im großen und ganzen. Sonst braucht man Dolmetscher, oder man lernt eine Fremdsprache, idealerweise eine Fremdsprache, die eine große kommunikative Reichweite hat. Im Mittelalter und in der frühen Neuzeit hatte allein das Lateinische diese Eigenschaft. Doch in welchem Maße?

Erst im letzten Abschnitt des Zeitraums, mit dem sich dieses Buch befaßt, haben sich Volkssprachen zu Hoch- und Literatursprachen entwickelt, namentlich das Spanische, das Französische und das Niederlän-

dische. Im 15. und 16. Jh. war das Lateinische in Mittel- und Westeuropa die einzige Sprache, die über einen halbwegs definierten Standard verfügte (außer in der Aussprache). Definiert haben diesen Standard humanistische Gelehrte nach klassischen Vorbildern im 15. und 16. Jh. Das mittelalterliche Latein war keine einheitliche Sprache, sondern wies vielfältige strukturelle und funktionale Variationen auf. Klagen über den Verfall des Lateinischen häufen sich seit der Spätantike. Bonifatius (672/673–754) etwa bezweifelte, daß die Taufe vollzogen sei, wenn der Priester kein Latein konnte und die Taufformel falsch sprach. Karl der Große versuchte, diesem Übelstand zu steuern: er „hat das Fränkische und Deutsche gepflegt, für eine fränkische Grammatik, die Sammlung der alten Heldenlieder und germanische Monatsnamen Sorge getragen, aber er hat mit gleichem Eifer das Lateinische von den Schulmännern nach Aussprache, Rechtschreibung, Grammatik und Stilistik reinigen lassen,“<sup>7</sup> doch hat er damit keine bleibenden Erfolge erzielt. Immerhin funktionierte das Lateinische trotz der vielfach grotesken Beispiele für seinen ‚Zerfall‘ im Hochmittelalter als übernationale *lingua franca* der Bildung, der Politik, der Verwaltung und der Diplomatie in ganz Mittel- und Westeuropa. Die ‚karolingische Renaissance‘ setzte zwar sowohl für das geschriebene wie das gesprochene Latein eine Reihe von Normen durch, die am antiken Vorbild orientiert waren, aber erst seit den Reformen des 16. Jh. kann von einer weitgehend einheitlichen Form des geschriebenen Latein die Rede sein. Das gesprochene Latein hingegen folgte im Prinzip nationalen Konventionen: man realisierte das Lateinische in Abhängigkeit vom phonologischen (und morphologischen) System der einzelnen *vernacula* ‚Volkssprachen‘. Das Lateinische war allenfalls in seiner geschriebenen Sprachform die ‚Muttersprache Europas‘. Als Schriftsprache blieb es wenn nicht stabil, so doch international funktionsfähig; das Lesen lateinischer Texte (mit mehr oder weniger Verständnis) war der Kern dessen, was die Gebildeten der verschiedenen Länder gleichermaßen beherrschten.<sup>8</sup> Die verbreiteten Fälle, in denen sich das Kirchenlatein der niederen Geistlichkeit auf das – für den Ritus natürlich wichtige – Ableiern von sinnleeren Lautformeln reduzierte, können hier außer Betracht bleiben. Wer Latein konnte, beherrschte eine geschriebene Sprache, also die graphische Seite einer Sprache, die sich als gesprochene Sprache aufgesplittert hatte in eine Vielzahl nationaler Varianten, die keineswegs immer gegenseitig verständlich waren. Man hat diesen Vorgang als Dialektisierung bezeichnet. Dialekte sind jedoch gemeinhin als Varietäten definiert, die einer schriftsprachlich fixierten Standardsprache mit eigenen, in Bezug auf die Dialekte in der Regel präskriptiven (u. a. orthoepischen) Normen gegenüberstehen. Diese Analogie ist deshalb an-

fechtbar. Man hat es hier eher zu tun mit der weitgehenden Autonomisierung der geschriebenen Sprachform, mit der Reduktion einer Sprache auf ihre Schriftform, mit der Entwicklung eines graphischen Esperanto.

Zur Verständigung innerhalb des Abendlandes blieb das Lateinische trotz dieser Relativierung stets einigermaßen tauglich. Bis ins 14. Jh. blieb es im wesentlichen auch die Korrespondenzsprache der Kaufleute. Im 14. Jh. begannen die Volkssprachen, das Lateinische als Schriftsprache des Handels zu verdrängen, auch in Deutschland: „Der fürs 13. Jh. geprägte Begriff *deutsche Urkundensprache* ist für den Übergang zum 15. Jh. zu eng; er ist deshalb durch *deutsche Geschäftssprache* (oder besser: *-schreibe*) ersetzt worden [...]“.<sup>9</sup> In dieser Zeit entwickelte sich in ganz Mitteleuropa ein System niederer Schulen, in dem die Kinder lesen, schreiben und rechnen in ihrer Muttersprache lernen konnten (Kap. 5.1). Wenn sie später diese Fähigkeit praktisch anwandten, etwa als Kaufleute oder Handwerker, brauchten ihre Kommunikations- oder Korrespondenzpartner Kenntnisse derselben Sprache, um mit ihnen verkehren zu können. Die allmähliche Verdrängung des Lateinischen aus der Funktion der alleinigen Schrift- und überregionalen Verkehrssprache Europas durch die Volkssprachen schuf die Notwendigkeit, die Volkssprachen Europas als Fremdsprachen zu lernen und zu lehren.

Die Volkssprachen waren im Vergleich zum Lateinischen vor 1500 wenig geregelt und kaum vereinheitlicht; daß es Ansätze gab, in den einzelnen Sprachgebieten überregional verwendbare Sprachformen zu entwickeln, steht dem nicht entgegen, denn diese Ansätze waren wenig erfolgreich. Aber gerade deshalb, weil die Normen in den Volkssprachen weder fest noch verbindlich waren, konnten sich ihre Sprecher im Bedarfsfall flexibel verhalten und Varianten herausfinden und verwenden, die der gegenseitigen Verständigung besser dienten als andere Varianten. Dieses Verfahren wurde innerhalb von Sprachräumen, die genetisch homogen sind, vielfach verwendet: zwischen Provençalern und Katalanen, zwischen Rheinländern, Westniedersachsen und Niederländern, zwischen Niedersachsen und Skandinaviern, zwischen Tschechen, Polen und Sorben. In diesen (und anderen) Fällen waren die Sprachgrenzen Europas erheblich durchlässiger als heute. Sie waren oftmals keine scharfen Grenzen, sondern mehr oder weniger breite Übergangszonen. Diese Fragen werden in Kap. 3.1. und Kap. 6.6. für das Hoch- und Niederdeutsche in ihrem Verhältnis zum Niederländischen und in Kap. 6.5. für das Niederdeutsche in Verhältnis zu den nordischen Sprachen<sup>10</sup> erörtert und unter dem Stichwort *Semikommunikation* (Einar Haugen) auch theoretisch vertieft. Kap. 3.2. gibt eine knappe Skizze des Verhältnisses zwischen dem Jiddischen und dem Deutschen.

Selbstverständlich können Sprachunterschiede Verständigungsprobleme verursachen, die mit der Methode der Semikommunikation nicht zu lösen sind. Das ist der Fall, wenn Menschen sich freiwillig oder gezwungenermaßen, temporär oder auf Dauer allzu weit oder in der falschen Richtung aus ihrem heimatlichen Sprachgebiet hinausbewegen. Sie können dieses Problem abmildern, indem sie eine Verständigungssprache lernen, die einen größeren Radius als ihre Muttersprache hat. Das Lateinische war im ganzen Untersuchungszeitraum eine solche Verständigungssprache, solange man in West-, Mittel- und Nordeuropa reiste: „gerade die Sprachprobleme waren noch einigermaßen in den Griff zu kriegen dank der *lingua franca* des mittelalterlichen ‚Küchenlateins‘.“<sup>11</sup> Aber das galt nicht für alle sozialen Schichten gleichermaßen: nur zahlenmäßig kleine Gruppen und fast nur Männer beherrschten konversationssicheres Latein, und unterschiedliche Aussprachegewohnheiten konnten die Verständigung empfindlich beeinträchtigen. Sie konnten das Problem umgehen, indem sie sich der Dienste von Dolmetschern versicherten, doch das war, wie heute auch, teuer und riskant. Und schließlich konnten sie es lösen, indem sie vor der Reise oder auf der Reise versuchten, sich Kenntnisse der Volkssprache(n) des Ziellandes, in unserem Fall: Kenntnisse des Deutschen, anzueignen. Damit befaßt sich dieses Buch vor allem.

Diese Lösung wird in ganz Europa seit dem 15. Jh. in größerem Umfang gesucht. Es gibt Zeugnisse dafür, daß auch schon in den Jahrhunderten davor Volkssprachen als Fremdsprachen gelernt worden sind; es ist also kein Anachronismus zu sagen, daß Romanen, Slaven oder Ungarn das Althochdeutsche oder das Altsächsische als Fremdsprachen erworben haben. Doch erst seit dem Spätmittelalter gestattet die Quellenlage zu zeigen, daß und wie von größeren und genauer identifizierbaren Gruppen von Menschen Deutsch als Fremdsprache gelernt wurde. Der Schwerpunkt der Darstellung liegt folglich auf dem 15., 16. und 17. Jh.

Häufig sind die europäischen Sprachkontakte allerdings nicht direkt, sondern über Transfersprachen vermittelt worden; so sind die meisten Gräcismen über das Lateinische in die modernen europäischen Sprachen geraten. Mitunter sind bilaterale Sprachkontakte zwischen zwei Sprachen A und B in Wirklichkeit multilaterale Sprachkontakte, nämlich dann, wenn in der konkreten Sprachkontaktsituation eine der beteiligten Sprachen eine weitere Sprache C mittransportiert, z. B. deshalb, weil der lexikalische Bestand oder relevante grammatische Eigenschaften von A durch C nennenswert beeinflußt sind und nach B weitergegeben werden. Deshalb ist bei vielen Kontakten zwischen Volkssprachen im Mittelalter und in der frühen Neuzeit das Lateinische als stiller dritter Beteiligter

mitzudenken, im 17. und 18. Jh. auch das Französische. Die ‚großen‘ Sprachen sind dann an bilateralen Kontakten indirekt beteiligt, wenn die ‚dominierende‘ Kontaktsprache von ihnen geprägt ist. So ist ein erheblicher Teil der Entlehnungen, die die finnischen, die baltischen, die nordischen und die slavischen Sprachen aus dem Deutschen übernommen haben, im Deutschen lateinisches, griechisches, französisches oder italienisches Lehnwort. Zu Recht hat Robert Hinderling vor der „ungeheuren Vereinfachung“ gewarnt, die in isolierenden Konzepten rein bilateraler Sprachkontakte liegt; er plädierte deshalb für eine „europäische Lehnwortgeographie“. <sup>12</sup> Die – nicht nur terminologischen – Differenzen zwischen Lehnwörtern, Fremdwörtern, Internationalismen, Europäismen usw. können hier allerdings nicht erörtert werden. <sup>13</sup>

An den virulenten Debatten über einen europäischen Sprachbund beteiligt sich dieses Buch insofern, als es ihnen einige historische Unterfütterungen geben kann. Daß Sprachbund-Phänomene intensive Sprachkontakte voraussetzen, ist eine Binsenweisheit. Wie die Sprachkontakte beschaffen waren, aus denen sich die grammatischen Erscheinungen entwickelten, die man als europäische Sprachbund-Phänomene reklamiert, in welchen sozialen und sachlich-materiellen Domänen sie stattfanden, welche Segmente der Bevölkerung sie jeweils erfaßten, ob sie rein oral oder teilweise auch schriftgestützt waren – zu all diesen Fragen kann dieses Buch Aufschlüsse geben, die die weitere Diskussion fundieren könnten. Es rekonstruiert für die wichtigsten beteiligten Sprachen bzw. Sprachgemeinschaften, wie sie im Untersuchungszeitraum in die gesamt-europäischen sprachlichen Austauschprozesse mit dem Deutschen eingebunden waren und an welchen sozialen, materiellen und geistigen Örtern sie ihren ‚Sitz im Leben‘ hatten.

Die Frage nach der Periodisierung der Sprachgeschichte des Deutschen wird in diesem Buch nicht erörtert. Ich setze ohne weitere Diskussion die althochdeutsche Periode (*frühmittelalterliches Deutsch* bei Peter v. Polenz) für die Zeit von ca. 700 bis 1050, die mittelhochdeutsche Periode (*hoch- und spätmittelalterliches Deutsch* bei v. Polenz) für die Zeit von 1050 bis 1400 und die frühneuhochdeutsche Periode für die Zeit von 1400 bis 1700 an (*älteres Neuhochdeutsch* (bis 1800) bei v. Polenz) an. <sup>14</sup> Die Frage, was in den verschiedenen Zeitabschnitten unter Deutsch verstanden und ggf. als Fremdsprache gelernt worden ist, ist damit aber nicht geklärt. Sie ist Gegenstand des dritten Kapitels.

Zunächst wird jedoch eine Skizze des Forschungsstandes gegeben (Kap. 2). In Kap. 4 wird ein knapper Überblick über die ältesten Begegnungen germanischer Sprachen und Dialekte mit anderen Sprachen und

Dialekten gegeben, der von der Spätantike bis zum Hochmittelalter reicht. Dieser Überblick ist weder erschöpfend noch vollständig. Seine Funktion liegt darin, einen Eindruck davon zu geben, in welchem Umfang lange vor den ersten überlieferten Berichten und vor dem Entstehen der ältesten Sprachlehrmaterialien Sprachkontakte bestanden, die zur Zweisprachigkeit größerer Gruppen von Menschen und oft genug zum Sprachwechsel in die eine oder die andere Richtung führten. Im zweiten Teil dieses Kapitels sind die spärlichen Berichte über solche Sprachkontakte, über Zweisprachigkeit und über Fremdsprachenerwerb aus dem frühen und dem hohen Mittelalter gesammelt. Wenn in diesem Kapitel auch der Norden und der Westen des germanischen Sprachgebiets einbezogen werden (das ist sonst nicht der Fall), so hat das einen einfachen Grund: man erspart es sich, das Deutsche und seine Vorstufen für die entsprechenden Zeiträume abzugrenzen von seinen germanischen Nachbarsprachen bzw. -dialekten.

In diesem Buch wird eine große Region Europas, in der seit dem Mittelalter deutsch gesprochen, geschrieben und gelernt wird, nicht behandelt: der ganze Südosten von den slavischen Teilen der Alpen bis zum Schwarzen und Ägäischen Meer. Ungarn samt dem historischen Oberungarn (der heutigen Slowakei), die südslavischen Länder, Rumänien mit Siebenbürgen, dem Banat und der Dobrudscha, die Ukraine mit dem Buchenland und die übrigen Länder des Balkans fehlen. Das hat zwei Gründe: zum einen stoßen die Sprach- und Sachkenntnisse des Verfassers in diesem Raum an Grenzen, die man nicht ungestraft überschreitet, und zum anderen ist dieser Raum mit einem anderen historischen Zentrum Mitteleuropas viel enger verbunden als mit Deutschland, nämlich mit Österreich. Ein Buch zur Geschichte des Deutschen als Fremdsprache im Südosten Europas kann wohl nur in Wien geschrieben werden, und sein Verfasser muß Budapest, Preßburg, Kronstadt usw. kennen. Das ist mir bei der Arbeit an den Abschnitten über die böhmischen Länder klargeworden, die ohne Arbeitsbesuche in Prag und Olmütz nicht entstanden wären.

Die drei Hauptkapitel des Buches unterscheiden sich in ihrem Aufbau. Kap. 5 ist nach sozialen Domänen der Sprachverwendung im Sinne der Sprachensoziologie gegliedert. Es stellt Handlungszusammenhänge, in denen das Deutsche als Fremdsprache gelernt und verwendet worden ist, nacheinander dar, und zwar bezogen auf den deutschen Sprachraum. In Kap. 5 geht es also um Menschen, die aus unterschiedlichen Gründen auf Zeit oder auf Dauer in den deutschen Sprachraum gezogen sind und die Landessprache erworben haben, weil sie sich verständigen mußten. Es geht aber auch um Menschen, die temporär aus dem deutschen

Sprachraum heraus in andere Sprachräume gezogen sind und die Frage, ob, wo und wie sie dort ihre Sprache zur Verständigung verwenden konnten – oder auch nicht. Die sozialen Domänen, die diesem Kapitel die Struktur geben, entsprechen nicht den sozialen Domänen, mit denen die heutige Sprachsoziologie arbeitet. Das ist kein Wunder, denn wir haben es mit vormodernen Gesellschaften zu tun. Daß sich die von mir definierten Domänen nicht immer klar voneinander abgrenzen lassen, daß sie sich manchmal überlappen, mag methodische Kritik herausfordern, allein: es war nicht durchgängig zu vermeiden. Kap. 6 hat eine andere Perspektive: es untersucht andere Sprachräume unter dem Gesichtspunkt, wann, wo, wie und von wem außerhalb des deutschen Sprachraums Deutsch gelernt und in nennenswertem Umfang verwendet worden ist. Zur Sprache kommt in diesem Kapitel auch die Auswanderung aus dem deutschen Sprachraum, namentlich dann, wenn sie zur Bildung größerer deutschsprachiger Kolonien oder gar von Sprachinseln geführt hat. Jedes Teilkapitel enthält eine Übersicht der Lehrmaterialien (Sprachbücher, Grammatiken, Wörterbücher), die bis 1700 im betreffenden Sprachraum für das Deutsche verfaßt und ggf. gedruckt worden sind. Weiterhin enthalten einige Teilkapitel mehr oder weniger ausführliche Darstellungen der Resultate des Kontakts der Landessprache(n) mit dem Deutschen, nämlich ihre Entlehnungen aus dieser Sprache. Die strukturellen Bedingungen für die Eingliederung von Germanismen in das jeweilige Sprachsystem werden knapp skizziert.

Auch in Kap. 6 waren Überschneidungen nicht immer zu vermeiden, nämlich mit Kap. 7, das die Geschichte der Lehrwerke für das Deutsche als Fremdsprache chronologisch und so systematisch wie möglich darstellt. Die Arbeiten der Ahnen der ‚Auslandsgermanistik‘ werden in den einzelnen Abschnitten von Kap. 6 dargestellt und in Kap. 7 nur dann berücksichtigt, wenn sie für die grammatische bzw. lexikologische Theoriebildung oder Methodologie oder für die Sprachdidaktik von bleibender allgemeiner Bedeutung waren. Die entsprechenden Passagen in den einzelnen Abschnitten von Kap. 6 sind chronologisch und deskriptiv angelegt, während Kap. 7 die großen Linien der Chronologie und die Entwicklung des systematischen grammatischen (und lexikologischen) Denkens herauszuarbeiten versucht.

Die Begrenzung des Untersuchungszeitraums auf die Zeit bis 1700 hat sozial- und sprachgeschichtliche Gründe. Bis zum Ende des 17. Jh. war die Hanse zerfallen, und das Mittelniederdeutsche hatte seine überregionalen Funktionen eingebüßt. Das Hochdeutsche etablierte sich als Schrift- und Prestigesprache im gesamten deutschen Sprachgebiet, aber

auch in den nordischen Ländern. Die Niederlande erlebten im 17. Jh. ihr ‚Goldenes Zeitalter‘. Das Niederländische etablierte sich als selbständige Literatursprache in einem definitiv selbständigen Sprachraum im Nordwesten. Die oberdeutschen und die italienischen Städte hatten ihre privilegierte Position im Fernhandel an die Niederlande, Spanien und England verloren. Frankreich erreichte mit der Annexion Straßburgs die Rheingrenze, das Französische wurde zur führenden internationalen Sprache Europas. Deutschland hatte sich um 1700 von den Folgen des Dreißigjährigen Krieges wieder erholt. Handel und Verkehr waren wieder in Gang gekommen, die Produktion von Sprachlehrmaterial für das Deutsche als Fremdsprache stieg rasch an. Am Ende des 17. Jh. erscheinen die ersten linguistisch reflektierten und didaktisch aufbereiteten Lerngrammatiken von Matthias Kramer (Kap. 7.3). Sie wurden vorbildlich für Generationen von Lehrbuchautoren des 18. Jh. Im 18. Jh. stieg die Nachfrage nach dem Deutschen als Fremdsprache in ganz Europa stark an, und sie ‚nationalisierte‘ sich: spezifische Traditionen des Lehrens und Lernens, des Konzipierens und der Verwirklichung von Lehrwerken, Lerngrammatiken und Hilfsmitteln für den Sprachunterricht entwickelten sich in den verschiedenen Ländern bzw. Sprachräumen Europas. Ihr Zusammenhang mit den entsprechenden Entwicklungen im deutschen Sprachraum ist von unterschiedlicher Intensität. Diese Entwicklungen müssen in ihrem jeweiligen Kontext untersucht werden, erst dann sind zusammenfassende Darstellungen denkbar. Eine erste Studie dieser Art (zu Rußland im 18. Jh.) hat Kristine Koch (2001) vorgelegt. Im übrigen bedeutet diese zeitliche Begrenzung nicht, daß keine Ausblicke in spätere Jahrzehnte gegeben werden, doch lediglich in Kap. 5.10, das sich mit den französischen Glaubensflüchtlings befaßt, wird sie einfach mißachtet.

Bei der Suche nach Zeugnissen zur Geschichte des Deutschen als Fremdsprache waren viele disziplinäre Grenzüberschreitungen notwendig. Der Großteil der verarbeiteten wissenschaftlichen Literatur stammt von Historikern. Peter Moraw, einer der Forscher im Bereich der historischen Reiseforschung, hat in einem Aufsatz aufgezählt, welche Nachbarwissenschaften er für das historische Studium des Apodemik, der Kunst des Reisens, belangvoll findet: die Soziologie, die Demographie, die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, die historische Geographie. Die Sprachwissenschaft fehlt in seinem Panorama. Klaus Bade zählt, „um [...] einige Beispiele zu nennen“, als für die sozialhistorische Migrationsforschung relevante Disziplinen auf: Anthropologie, Demographie, Geographie, Geschichte, Ökonomie, Politologie, Psychologie, Rechtswissenschaften, Soziologie und Volkskunde, nicht aber die Sprachforschung. Auch in Helmut

Bräuers noch umfangreicherer Aufzählung der Disziplinen, die für die historische Migrationsforschung von Bedeutung sind, fehlt – bis auf die Namenkunde – die Sprachwissenschaft. Mit diesem Buch möchte ich zeigen, daß Moraw, Bade und Bräuer etwas übersehen haben.<sup>15</sup>

Dieses Buch weist Lücken auf, nicht nur die oben erwähnte im Südosten Europas. Nicht systematisch ausgewertet werden konnte beispielsweise die autobiographische und biographische Literatur, so daß fast keine Sprachlernbiographien vorgestellt werden können, ebensowenig die im 16. Jh. in Mode kommenden Stammbücher (*alba amicorum*), in denen sicherlich weiteres Material verborgen liegt.<sup>16</sup> Die im 16. Jh. stark anschwellende Reiseliteratur konnte nur in beschränktem Umfang für die hier interessierenden Fragen bearbeitet werden, ebenso die Quellen zu den Wanderungen der Handwerker und des ‚fahrenden Volks‘; in allen drei Bereichen dürfen weitere einschlägige Quellen vermutet werden. Auch die Geschichte des Militärwesens (das Militär war in ganz Europa vom 15. bis zum Ende des 18. Jh. höchst international und polyglott), der Diplomatie und der dynastischen Beziehungsgeflechte im alten Europa dürften erheblich größere Schätze für das Studium der Geschichte der europäischen Sprachkontakte und der Geschichte des Erwerbs von Volkssprachen enthalten, als hier gehoben werden können. Schließlich konnte ich ein zentrales Gebiet vielleicht durchmessen, aber nicht umpflügen: das Gebiet der Wirtschaftsgeschichte.

Dieses Buch legt also keine abgeschlossene Geschichte des Deutschlernens, des Deutschen als Fremdsprache vom Mittelalter bis zur Barockzeit vor, sondern Bausteine zu einer solchen Geschichte. An einigen Stellen sind diese Bausteine bereits zu Mauern gefügt, an anderen Stellen reichen sie gerade für die Fundamente, auf denen weitergebaut werden muß. Das Gebäude selbst bleibt zu vollenden. Es wird ein Nebengebäude sein. Das Hauptgebäude werden die großen Sprachgeschichten des Deutschen bleiben, unter denen diejenige von Peter von Polenz (1991–1999) hervorragend ist. Ferdinand Brunot hat in seiner *Histoire de la langue française* die Geschichte des Französischen außerhalb Frankreichs in zwei Teilbänden separat dargestellt (1966, 1967). Die Sprachgeschichte des Dänischen von Peter Skautrup (1944–1953), die Sprachgeschichte des Schwedischen von Elias Wessén (1970), die Sprachgeschichte des Norwegischen von Didrik Arup Seip (1971) haben die Lehnbeziehungen, in denen ihre Sprachen standen und sich entwickelten, auch unter dem Aspekt der ‚äußeren‘ Sprachgeschichte gesehen. Die großen Werke zur Sprachgeschichte des Deutschen haben diesen Aspekt, den internationalen, interkulturellen, europäischen Aspekt der deutschen Sprachge-

schichte, bisher nur implizit in den Abschnitten zu den sprachlichen Lehn- und Austauschbeziehungen berücksichtigt, namentlich die Sprachgeschichte von Adolf Bach (<sup>9</sup>1970). Das vorliegende Buch will diesen Aspekt explizit machen. Greifen wir die Metapher aus dem Baugewerbe noch einmal auf: das Nebengebäude soll das Hauptgebäude nicht nur funktional ergänzen wie eine Remise, eine Garage oder ein Geräteschuppen. Es soll eine Baulücke schließen und den Bewohnern des Hauptgebäudes die Frage nahelegen, wie sie bisher ohne dieses Nebengebäude auskommen konnten, ob ihnen nicht etwas Wichtiges gefehlt hat.

Fast alle Übersetzungen aus anderen Sprachen habe ich selbst angefertigt – mit der Hilfe meiner Kolleginnen Friederike Schmöe, Barbara Bruzzone, Sandra Miebling, Claudine Moulin-Fankhänel (Bamberg) und Libuše Spáčilová (Olmütz/Olomouc), meiner Kollegen Harald Pors und Per Bærentzen (Aarhus), Jan Wirrer (Bielefeld), Ludwig Rübekeil (Zürich) und Holger Klatte (Bamberg). Nikolaus Ruge (Bamberg) hat mir sehr geholfen bei der Übersetzung einiger mittelhochdeutscher Quellen. Mehrere ‚Generationen‘ von studentischen Hilfskräften waren am Bibliographieren, an den umfangreichen Bibliotheksarbeiten und anderen nützlichen Hilfeleistungen beteiligt: Daliah Dammann, Stefan Deinzer, Christiane Firsching, Tina Notthoff, Ineta Polanska, Aylin Rieger, Alexander Seidl, Karoline Keßler und ganz besonders Wieland Eins, der sich mit großer Umsicht um die Endredaktion und um die Abbildungen gekümmert hat. Ihnen allen danke ich für ihre Unterstützung. Ein besonderer Dank richtet sich an meine Frau Annette Glück-Schmidt, ohne deren Kompetenz in den alten Sprachen mein Kampf mit mancher lateinischer Passage sehr aufreibend geworden wäre. Für Mängel, die die Übersetzungen womöglich immer noch aufweisen, bin ich selbst verantwortlich. Der Universitätsbibliothek und der Staatsbibliothek Bamberg danke ich für ihre vielfältige Hilfe bei der bibliographischen Identifikation und der Beschaffung von teilweise entlegener Literatur.

Jochen Pleines (Bochum) und Vibeke Winge (Kopenhagen) haben mir kritische Hinweise zu einigen Passagen des Buches gegeben. Friederike Schmöe, Sandra Miebling, Barbara Bruzzone und Holger Klatte haben das Manuskript gelesen und kommentiert. Ihnen schulde ich Dank für ihre nützlichen Hinweise. Volker Gebhardt und Heiko Hartmann vom Verlag Walter de Gruyter danke ich für ihre kooperative Lektoratsarbeit.

Die Situation beim Abschluß dieser Arbeit im August 2001 gleicht derjenigen, in der sich vor fast 100 Jahren der Verfasser eines – für unsere Fragestellungen heute noch wertvollen – Buches sah, als er sein Manuskript abschloß:

Ein Problem allerdings – dessen bin ich mir vollbewusst – bleibt die Frage auch jetzt noch: zu lückenhaft ist das Material, zu sehr vom Zufall beeinflusst alles bisher Erforschte, um eine einigermaßen befriedigende Antwort auf alle Fragen, die sich erheben, zu gestatten: so dass ich wohl zufrieden sein würde, wenn es mir gelungen wäre, einen Untergrund für weitere Forschungen gegeben zu haben, auf dem sich leicht und sicher weiterbauen lässt.<sup>17</sup>

Insofern ist dieses Buch ein Anfang. Es will weitere Studien zu den von ihm bearbeiteten oder auch nur gestreiften Teilgebieten, geographischen wie sachlichen wie philologischen, nach sich ziehen. Daran wird in der Bamberger *Arbeitsstelle zur Geschichte des Deutschen als Fremdsprache* seit dem Sommer 2000 gearbeitet. Dort entstehen im Rahmen dreier Forschungsprojekte Untersuchungen zum linguistischen Gehalt verschiedener Gruppen früher Sprachbücher bzw. Lerngrammatiken, eine Gesamtbibliographie aller Lehrwerke für das Deutsche, die vom Mittelalter bis zur Gründung der ersten tschechoslowakischen Republik im Jahr 1918 in den böhmischen Ländern erschienen sind, und eine Untersuchung zum Bild der Tschechen in der deutschen Literatur vom Mittelalter bis zum Jahr 1918 (die beiden letztgenannten Projekte werden in Zusammenarbeit mit der Universität Olmütz durchgeführt), außerdem Diplomarbeiten und Dissertationen zu einschlägigen Themen.<sup>18</sup> Ein Anfang ist dieses Buch aber auch insofern, als es den ersten Versuch darstellt, die Geschichte des Erwerbs der Volkssprache Deutsch durch Menschen anderer Muttersprache zusammenhängend vom Mittelalter bis in die Barockzeit nachzuzeichnen.

## Anmerkungen

- 1 Das erste Hochschullehrbuch für das Deutsche als Fremdsprache erschien allerdings bereits 1922, die ersten ‚Auslandsinstitute‘ an deutschen Universitäten wurden in den Jahren um 1900 eingerichtet, und sprachdidaktische Diskussionen über den richtigen Weg gab es *ante litteram* auch schon in den 1920er und 1930er Jahren, wie die beiden unveröffentlichten Bamberger Diplomarbeiten von S. Albert, Eine Lehrwerk-Ära: Die Entwicklung des ersten Hochschullehrwerks für Deutsch als Fremdsprache, 1998, und S. Deinzer, Die Entstehung der ersten Erwachsenenlehrwerke für Deutsch als Fremdsprache nach dem 2. Weltkrieg, 2001, gezeigt haben.
- 2 W. Jones entdeckte im späten 18. Jh. den genetischen Zusammenhang der indoirischen Sprachen mit den indogermanischen Sprachen Europas. Vgl. G. Bonfante, in: *Cahiers d'histoire mondiale* 1, 1954, S. 679–699; G. Metcalf, in: *Studies in the History of Linguistics*, 1974, S. 233–257. Zur Rezeption und wechselhaften Interpretation der biblischen Aussagen zur Sprachverwirrung ist nach wie vor die monumentale Arbeit von A. Borst, *Der Turmbau von Babel*, 1957–1963, maßgeblich.

- 3 E. Ining, Wolfgang Ratkes Schriften zur deutschen Grammatik, 1954, S. 10–19, 36–39 und passim; J. Dolch, Lehrplan des Abendlandes, 1965, S. 277–284; G. Hampel, Die deutsche Sprache als Gegenstand und Aufgabe des Schulwesens, 1980, S. 96–116; H. Engels, Die Sprachgesellschaften des 17. Jh., 1983, S. 47–52.
- 4 Komenský schrieb auf Tschechisch, Deutsch, Polnisch, Ungarisch und Latein und verstand Englisch, Französisch, Schwedisch, Russisch, Griechisch und Hebräisch (H. Geissler, Comenius und die Sprache, 1959, S. 47), besaß also gute sachliche Voraussetzungen für die Sprachvergleiche.
- 5 Vgl. H. Geissler, Comenius und die Sprache, 1959, S. 132 und passim; J. Dolch, Lehrplan des Abendlandes, 1965, S. 285–292, 296–307; G. Hampel, Die deutsche Sprache als Gegenstand und Aufgabe des Schulwesens, 1980, S. 116–130.
- 6 Eine Sammlung deutscher Beiträge zur Reinheit der Sprache bis 1750 findet sich in: Sprachhelden und Sprachverderber, 1995.
- 7 A. Borst, Der Turmbau von Babel, 1957–63, II/1, S. 484, 500. Vgl. auch M. Fuhrmann, Latein und Europa, 2001, S. 11–16.
- 8 Auch das geschriebene Latein war im Frühmittelalter in eine Reihe formal weit voneinander entfernter Varianten (‚Nationalschriften‘: irisch, angelsächsisch, merovingisch, kural, beneventanisch usw.) fragmentiert, so daß gegenseitige Verständlichkeit auch auf der Schriftebene nicht mehr gegeben war. Die karolingische Schriftreform hob diese Sonderentwicklungen in gewissem Umfang wieder auf.
- 9 P. v. Polenz, Deutsche Sprachgeschichte I, 1991, S. 123.
- 10 Der Begriff ‚nordische Sprachen‘ ist durch seinen Mißbrauch in der NS-Zeit politisch belastet. Es wird in diesem Buch in Kenntnis dieses Umstands aus zwei Gründen verwendet: erstens entspricht er der Selbstbezeichnung *nordisk*, und zweitens erlaubt es der Ersatzbegriff ‚skandinavische Sprachen‘ nicht, die nordgermanischen Sprachen terminologisch von den der finno-ugrischen Sprachen Skandinaviens (Finnisch, Lappisch) zu unterscheiden.
- 11 W. von Strome, in: Kommunikation und Mobilität im Mittelalter, 1995, S. 135.
- 12 R. Hinderling, Die deutsch-estnischen Lehnwortbeziehungen, 1981, S. 154.
- 13 Der epochemachende Artikel von P. v. Polenz (in: Muttersprache, 1967, S. 65–80) in dem der ‚herkömmlichen‘ etymologisch orientierten Unterscheidung zwischen Fremd- und Lehnwort und nativem Material eine soziolinguistisch-pragmatische Differenzierung entgegengesetzt wurde, ist in den Versuchen der Essener Schule der Internationalismenforschung eher banalisiert als weiterentwickelt worden (vgl. die Beiträge in: Internationalismen, 1990). Bedauerlicherweise sind die bedenkenswerten Einwände, die gegen v. Polenzs Konzept erhoben worden sind, in der späteren Diskussion wenig beachtet worden (z. B. R. Hinderling, Die deutsch-estnischen Lehnwortbeziehungen, 1981, S. 30–89).
- 14 P. v. Polenz, Geschichte der deutschen Sprache, 1978. Vgl. die Übersicht zu einzelnen Periodisierungsvorschlägen bei F. Hartweg – K. Wegera, Frühneuhochdeutsch, 1989, S. 18–23.
- 15 P. Moraw, in: Reisen und Reiseliteratur im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit, 1992, S. 119 f.; K. Bade, in: Bevölkerungsgeschichte im Vergleich, 1988, S. 63; H. Bräuer, in: Beiträge zur historischen Sozialkunde, 1989, S. 78.
- 16 Vgl. W. Klose, Corpus Alborum Amicorum, 1988.
- 17 A. Doren, Deutsche Handwerker, 1903, S. IV.
- 18 Näheres dazu bei H. Glück, in: Mittelalterforschung in Bamberg, 2001, S. 148 f.; Ders. – B. Bruzzone – S. Miehl, ibid. S. 142–147.

## 2. Forschungsstand

Seit Beginn der modernen wissenschaftlichen Sprachforschung im 18. und 19. Jh. ist das Studium linguistischer Austauschprozesse ein selbstverständlicher Bestandteil der Sprachgeschichtsschreibung. Im letzten Drittel des 19. Jh. entstand eine Vielzahl detaillierter Untersuchungen über den Einfluß des Lateinischen auf die althochdeutschen Schreibdialekte, über den Einfluß des Französischen, des Italienischen und des Provençalischen auf das Mittelhochdeutsche und das ältere Mittelniederdeutsch, über den Einfluß des Humanistenlateins, des Französischen und wiederum des Italienischen auf das Frühneuhochdeutsche und das jüngere Mittelniederdeutsch. Ebenso gut erforscht ist der weitere Einfluß anderer Sprachen auf die geschichtliche Entwicklung unserer Sprache für die folgenden Jahrhunderte. Besonders detailliert untersucht sind die bilateralen Kontakte des Deutschen im Bereich des Lexikons („Lehnwortaustausch“<sup>1</sup>) mit seinen unmittelbaren und mittelbaren Nachbarsprachen, namentlich dem Französischen<sup>2</sup>, dem Alpenromanischen und dem Italienischen<sup>3</sup>, dem Englischen<sup>4</sup>, dem Niederländischen<sup>5</sup>, dem Ungarischen<sup>6</sup>, den nordischen<sup>7</sup>, ostseefinnischen<sup>8</sup>, slavischen<sup>9</sup> und baltischen<sup>10</sup> Sprachen, dem Hebräisch-Aramäischen<sup>11</sup> (z. T. vermittelt über das Jiddische<sup>12</sup>), und schließlich – vielleicht am besten – mit dem Lateinischen<sup>13</sup> und Griechischen.<sup>14</sup>

Die sporadischen und noch eher tastenden Versuche, die Geschichte des Fremdsprachenlernens zu erforschen, sind für dieses Buch kaum einschlägig, denn sie befassen sich mit der dokumentierten Geschichte von Fremdsprachenunterricht<sup>15</sup>, nicht mit historischen Dokumenten zum Fremdsprachenerwerb. Zudem kolportieren manche Didaktiker heute noch die Behauptung, daß der neusprachliche Unterricht erst in der 2. Hälfte des 16. Jh. begonnen habe: „Obwohl es Hinweise auch auf schulischen Unterricht in den neueren Sprachen am Ausgang des Mittelalters gibt (zur Zeit der Hanse etwa, als Handelsinteressen dies nötig machten), sind nachweisbare Belege in der Literatur dafür bislang nicht erbracht worden.“<sup>16</sup> Ebenso irrig ist die Annahme, daß Sprachunterricht nur denkbar sei auf der Grundlage von Lehrwerken: „Sprachunterricht [setzt] das Vorhandensein von Sprachlehrwerken voraus [...],“<sup>17</sup> denn

die Quellen der älteren Zeit bieten fast nur Beispiele für *orale* Fremdspracheninstruktion. Ganz unsinnig ist schließlich die Behauptung, Fremdsprachenunterricht sei „in Europa bis nach dem 2. Weltkrieg ein Privileg höherer Bildung“<sup>18</sup> gewesen – Unterricht in den modernen Fremdsprachen war kein Privileg, sondern gehörte spätestens seit dem 15. Jh. zur Ausbildung für eine Reihe bürgerlicher Brotberufe. Allerdings ist die Geschichte des Fremdsprachenunterrichts und der entsprechenden Unterrichtsmaterialien in Deutschland sowohl für die klassischen Sprachen als auch für die neueren Schulfremdsprachen (namentlich Französisch, Italienisch, Spanisch und Englisch) in groben Zügen durchaus bekannt, ebenso die Geschichte des muttersprachlichen Deutschunterrichts. Die einschlägigen Darstellungen erfassen aber nur einen Ausschnitt aus der Geschichte des Fremdsprachenlernens. Sie befassen sich – verständlicherweise – nicht mit dem *Erwerb* des Deutschen als Fremdsprache schlechthin.

Die wertvolle Untersuchung von Jean-Antoine Caravolas (1994) kann als Standardwerk zur Geschichte des Unterrichts der modernen Fremdsprachen in Europa gelten, doch erfaßt sie den germanischen und slavischen Sprachraum nur sehr cursorisch.<sup>19</sup> Die vielbändigen Werke von Konrad Schröder (*Linguarum recentium annales*, 1980, 1982, *Biographisches und bibliographisches Lexikon*, 1987–1998) sind Fundgruben zur Geschichte des Fremdsprachenunterrichts und seiner Träger, der Sprachlehrer. Ihr Fokus liegt auf Deutschland, so daß der Unterricht im Deutschen als Fremdsprache nur am Rande Berücksichtigung findet. Da Schröder die Quellen, aus denen er zitiert, aufgrund leidvoller Erfahrungen mit dem Abgeschriebenwerden nicht aufgeschlüsselt hat, sind seine Lexika nur beschränkt verwendbar. Das *Lexicon grammaticorum* (1996) erfaßt, seiner Konzeption entsprechend, vor allem Persönlichkeiten, die für die Geschichte der Sprachwissenschaft von bleibendem Interesse sind, nicht so sehr aber die vielen Sprachbuchverfasser und Sprachlehrer, die hier interessieren. Dasselbe gilt für das *Bio-bibliographische Handbuch zur Sprachwissenschaft des 18. Jahrhunderts* (1992–1998), das zudem den Zeitraum, auf den wir uns beschränken, nur am Ende berührt. Grobe Skizzen des schulischen Unterrichts in den modernen Fremdsprachen in Deutschland im 18. Jh. hat Joachim Gessinger (1985, 1992) gezeichnet. Die als Lehrbuch gedachte Geschichte der Lexikographie in Deutschland von Ulrike Haß-Zumkehr (2001) ignoriert den Umstand, daß der Großteil der zwei- und mehrsprachigen deutschen Wörterbücher des 15.–17. Jh. auch und nicht zuletzt dem Spracherwerb dienen sollte; die Tradition des *vocabolista* (Kap. 7.2.) scheint sie nicht zu kennen.

Am besten untersucht ist die Geschichte des französischen Unterrichts in Deutschland. In der monumentalen *Histoire de la langue française* von Ferdinand Brunot sind, wie erwähnt, zwei Teilbände der Verbreitung des Französischen außerhalb Frankreichs gewidmet, und in ihnen spielt Deutschland eine zentrale Rolle.<sup>20</sup> Der arrogant-tendenziöse Lobgesang auf die zivilisatorische Mission Frankreichs von L. Reynaud (1924) versammelt zwar viele Details, ist aber überholt. Die – teilweise veraltete – Arbeit von Paul Lévy (1950) ist noch immer ein unentbehrliches Übersichtswerk zu den sprachlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich in der älteren Zeit. Vielleicht hat sich Irene Kelz in ihrem Buch über Französisch als Handels- und Geschäftssprache (1994) deshalb so stark auf die neuere Zeit konzentriert. Einige Hinweise zum Erwerb des Französischen im mittelalterlichen Deutschen Reich finden sich bei Joachim Bumke und Barbara Kaltz.<sup>21</sup> Den Französischunterricht in Deutschland im 18. Jh. skizziert Bernd Spillner (1985). Die materialreichen Arbeiten von Albert Streuber (1962–64, 1965–69) über Lehrbücher und Lerngrammatiken des Französischen bis um 1700 in Deutschland und Frankreich, ebenso seine verdienstvolle Studie über phonetische Umschriften im Französischunterricht (1916) enthalten nichts Wesentliches zum Deutschlernen.<sup>22</sup>

Katrin Wippich-Roháčková (2000) hat die Produktion von Lerngrammatiken bzw. Lehrbüchern für das Spanische in Deutschland im 17. und frühen 18. Jh. erschöpfend untersucht. Sehr aufschlußreich ist Kapitel 6 ihrer Arbeit: *„Spanisch gar leichtlich lernen zu reden“: sprachdidaktische Aspekte* (S. 111–139). Sie zeigt dort, in welchem Maße die Lehrbuchautoren des 16. Jh. über didaktische Fragen nachgedacht haben, etwa über die Vermittlung einer korrekten Aussprache oder phraseologischer Kenntnisse. Ihre Untersuchung macht klar, daß rationale Fremdsprachendidaktik mitnichten eine Errungenschaft des 19. und 20. Jh. ist. Umberto Gorini (1997) und Edgar Radtke (1991) stellen Lehrmaterialien für Deutsche für das Studium des Italienischen vom 16. bis zum frühen 20. Jh. dar; allerdings haben sie die frühen *vocabolari* kaum berücksichtigt. Sie sind in Claudio Mazzarinis (2000) Handbuchartikel im Überblick dargestellt.

Mit der Geschichte des Englischunterrichts in Deutschland befassen sich Gerhard Rauscher (1957), Konrad Schröder (1975) und Anton von Walter (1982); letzterer berücksichtigt nur das 19. und das 20. Jh. Den Englischunterricht in Deutschland im 18. Jh. skizzierte Bernhard Fabian (1985). Die Arbeiten von Foster Watson zu den Anfängen des Deutschunterrichts in England (1909, 1921) sind als Quellensammlung nach wie

vor wertvoll, während die Studie von A. P. R. Howatt (1984) für den deutschen Sprachraum wenig Brauchbares enthält. Die Studie von Anke Wegner (1999) befaßt sich mit den Methoden und Inhalten des Deutschunterrichts in Frankreich und England seit dem Ende des 19. Jh., und auch Karl Ortmanns Buch über das Deutschlernen in England (1993) und Erling Vaaglands Aufsatz über Norwegen (2001) haben nur geringe historische Tiefe. Beide sind für den Zeitraum, mit dem sich dieses Buch befaßt, nicht einschlägig. Hingegen ist die Geschichte des Deutschlernens in Dänemark in den Arbeiten von Vibeke Winge solide und detailliert aufgearbeitet.<sup>23</sup> Laurent Brays (2000) Buch über Matthias Kramer (auch Cramer; 1640–1727) befaßt sich mit der Bedeutung Kramers für die Entwicklung der Lexikographie und konzentriert sich aufs Französische; Fragen des Spracherwerbs werden am Rande mitbehandelt.

Monographische Arbeiten zur Geschichte des fremdsprachlichen Deutschunterrichts bzw. zum Erwerb des Deutschen als Fremdsprache gibt es bisher nicht. Es existiert lediglich eine Handvoll von Einzelstudien, z. B. von Gabriele Hetterich (1989) zu den Sprachbüchern von Matthias Kirchmair aus dem späten 17. Jh., von Alina Šimečková (1995) über ein deutsch-böhmisches Sprachbüchlein des 16. Jh., von Jan Pirożyński (1981) und Elzbieta Kucharska (1998) über deutsch-polnische Vokabulare des 16. Jh., von Herbert Penzl (1985), Günter Bellmann (1996) und Martin J. Schubert (1996) über didaktische Fragen, von Christian Bosselmann-Cyran (1997) über das spätmittelalterliche Dolmetscherwesen im Nahen Osten, und schließlich meine eigenen Vorarbeiten<sup>24</sup>. Das kenntnisreiche und vergnügliche Buch von Franz Stark über die *Zauberwelt der deutschen Sprache* (1995) befaßt sich mit Zusammenhängen zwischen Sprachpolitik und (deutscher) Sprachgeschichte. In Teil IV seines Buchs geht es um die Lehnwortschätze im Deutschen und die Lehnwortschätze anderer Sprachen aus dem Deutschen sowie um die Frage, wie sie dorthin gelangt sind, doch spielen unsere Leitfragen dort keine besondere Rolle. Die norditalienischen Sprachbücher des 15. Jh. und die auf sie zurückgehende Tradition des *vocabolista* (Kap. 7.2.) sind in den Texteditionen von Alda Rossebastiano (-Bart) (1977, 1983, 1984), Oskar Pausch (1972), Jitka Kresálková (1984) und Martina Blusch (1992) teilweise zugänglich. A. (Bart-)Rossebastiano hat darüber hinaus (aus italianistischer Perspektive) einige Aufsätze zu dieser Gruppe von Quellen verfaßt. M. Blusch hat in ihrer Edition wertvolle Analysen zur Phonologie, Graphematik und Morphologie aus germanistischer Perspektive vorgelegt, doch der Spracherwerbsaspekt spielt bei beiden Autorinnen nur eine untergeordnete Rolle.

Eher beklagenswert ist der Kenntnisstand im engeren Fach, bei den Experten für DaF und bei vielen Germanisten. Der Handbuchartikel (2001) zur Geschichte des *Faches* DaF in Europa von Claus Altmayer ignoriert die ältere Fachgeschichte gänzlich, Polen, Italien, Rußland, die nordischen, die baltischen und die böhmischen Länder kommen bei ihm nicht vor. Rupprecht Baur beklagte, daß das Fach DaF „durchaus auch Traditionen [hat], die bisher wenig aufgearbeitet sind“ – diesem Mißstand möchte dieses Buch abhelfen. Weiterhin schreibt er: „Denn Deutsch wurde auch vor dem Weltkrieg II gelehrt und gelernt, wobei expansionistische und kolonialistische Tendenzen zur Verbreitung der deutschen Sprache und Kultur eine Rolle spielten.“<sup>25</sup> Der mit dem Adverbial ‚vor dem Weltkrieg II‘ benannte Zeitraum reicht allerdings weiter zurück, als Baur vermutet – die Geschichte des Deutschlernens beginnt nicht erst im Wilhelminischen Zeitalter, als die genannten Tendenzen eine Rolle zu spielen begannen. Jahrhundertlang wurde Deutsch gelernt, weil das aus beruflichen oder sozialen oder politischen Gründen notwendig war, nicht deshalb, weil irgend jemand das Deutsche verbreiten wollte. Ausgesprochen ärgerlich ist schließlich ein Handbuchartikel von Claus Ahlzweig und Otto Ludwig.<sup>26</sup> Er steht im Kontext eines Kapitels, das sich kenntnisreich mit dem Unterricht in den modernen Fremdsprachen vom 15. bis zum 18. Jh. in Europa befaßt. Die einzige Fremdsprache, die Ahlzweig und Ludwig erwähnen, ist das Lateinische. Über das Deutsche als Fremdsprache verlieren sie kein Wort. Weil das Deutsche erst um 1800 zu einer voll ausgebauten Standardsprache geworden sei, so argumentieren sie, könne es vor diesem Zeitpunkt keinen fremdsprachlichen Deutschunterricht gegeben haben. Der Umstand, daß das Deutsche bereits lange vor 1800 als Fremdsprache gelernt und gelehrt worden ist, ist ihnen unbekannt, ebenso der Umstand, daß seit dem 16. Jh. moderne Fremdsprachen in Deutschland mit dem Deutschen als Unterrichtssprache gelehrt und gelernt wurden. Ich erwähne diesen Artikel als Beispiel dafür, wie dilettantisch noch heute Germanisten mit dem Gegenstand dieses Buches umgehen.

Erwähnenswert ist schließlich, daß in der Klassischen Philologie inzwischen über (Fremd-)Sprachkenntnisse und ihren Erwerb sowie über die Bewertung ‚barbarischer‘ Sprachen in der griechischen und römischen Antike geforscht wird. Sprachenvielfalt war in der Spätantike und im Mittelalter ganz besonders in einem Kontext normal: im Heer. Die römische Welt umfaßte den *orbis terrarum* und alle Völker, die ihn bewohnten; im römischen Heer versammelten sich die Sprachen des Weltkreises. Die Meinung, Griechen und Römer hätten sich für andere

Sprachen nicht interessiert, ist in der Diskussion.<sup>27</sup> Dieses Buch möchte die Meinung zur Diskussion stellen, im Mittelalter und in der frühen Neuzeit habe man sich nur für das Lateinische, das Griechische und das Französische als Fremdsprachen interessiert.

## Anmerkungen

- 1 Kapitelüberschrift in: Wortgeographie und Gesellschaft, 1968, S. 443.
- 2 D. Behrens, Über deutsches Sprachgut im Französischen, 1924; M. Valkhoff, Etude sur les mots français d'origine néerlandaise, 1931; E. Gamillscheg, Romania Germanica, I, 1934, S. 45–295; P. Lévy, La langue allemande en France, 1950; P. Katara, Das französische Lehnwort, 1966; B. Kratz, in: Wortgeographie und Gesellschaft, 1968, S. 445–487; W. Jones, A Lexicon of French Borrowings, 1976 [mit umfangreicher Bibliographie]; R. Post, Romanische Entlehnungen, 1982 [Forschungsüberblick S. 18–31]; R. Brunt, The Influence of the French Language, 1983; B. Volland, Französische Entlehnungen im Deutschen, 1986 [mit systematischen Detailanalysen]; R. Telling, Französisch im deutschen Wortschatz, 1987 [eine Sammlung von etwa 2000 Lexemen]; F. Rash, French and Italian Lexical Influences, 1989; P. v. Polenz, Deutsche Sprachgeschichte, I, 1991, S. 232–234.
- 3 M. Wis, Ricerche sopra gli italianismi nella lingua tedesca, 1955; E. Kühebacher, in: Wortgeographie und Gesellschaft, 1968, S. 488–525; B. Wurzer, Die deutschen Sprachinseln in Oberitalien, 1973; M. Pfister, in: HSK 2.1, 1984, S. 879–892; J. Rash, French and Italian Lexical Influences, 1989; P. Zolli, Le parole straniere, 1991, S. 135–156; P. v. Polenz, Deutsche Sprachgeschichte, I, 1991, S. 234 f.; F. Schmoe, Italianismen im Gegenwartsdeutschen, 1998, S. 27–64. Kühebacher ist der Meinung, daß „das Italienische beinahe kein deutsches Wortgut entlehnt hat“ (das ist falsch) und der Austausch immer höchst einseitig gewesen sei (S. 488), zitiert dann aber doch einige Beispiele für ältere dialektale (S. 512–514) und rezente Germanismen im Italienischen (S. 524 f.).
- 4 E. Llewellyn, The Influence of Low Dutch, 1936; P. Ganz, Der Einfluß des Englischen, 1957; A. Stanforth, in: Wortgeographie und Gesellschaft, 1968, S. 526–560; J. Pfeffer, Deutsches Sprachgut im Wortschatz der Amerikaner und Engländer, 1987; A. Stanforth, Deutsche Einflüsse auf den englischen Wortschatz, 1996.
- 5 J. Muller, in: De Nieuwe Taalgids 1921, S. 161–193, 245–260, 298–309 und in: De Nieuwe Taalgids, 1933, S. 77–90; W. Mitzka, in: Niederdeutsche Studien, 1932, S. 207–228; J. Muller, De Uitbreiding van het Nederlandsch Taalgebied, 1939; J. Ponten, in: Wortgeographie und Gesellschaft, 1968, S. 561–606; W. Sanders, Sachsensprache, 1982, S. 57–62.
- 6 F. Valjavec, Geschichte der deutschen Kulturbeziehungen zu Südosteuropa, 1953–1958; C. Hutterer, in: Wortgeographie und Gesellschaft, 1968, S. 644–659; Chr. Oberwagner, in: Schnittstelle Deutsch, 1999, S. 107–116.
- 7 E. Wessén, Om det tyska inflyttandet på svenskt språk, 1967; T. Johannisson, in: Wortgeographie und Gesellschaft, 1968, S. 607–623; N. Törnqvist, Den militära terminologien i svenskan, 1969; Ders., Das niederdeutsche und niederländische

- Lehngut, 1977; Niederdeutsch in Skandinavien, I-III, 1987–1992; Niederdeutsch und die skandinavischen Sprachen, I-IV, 1993 ff.
- 8 V. Kiparski, *Fremdes im Baltendeutsch*, 1936, S. 29–77; R. Hinderling, *Die deutsch-estnischen Lehnwortbeziehungen*, 1981; R. Ritter, in: *Niederdeutsch in Skandinavien II*, 1989, S. 94–98; *Finnisch-deutsche Kulturbeziehungen seit dem Mittelalter*, 1998; J. Korhonen, in: *Hochdeutsch in Skandinavien*, 2000, S. 99–115.
- 9 V. Kiparski, *Die gemeinslavischen Lehnwörter*, 1925; A. Stender-Petersen, *Slavisch-germanische Lehnwortkunde*, 1927; Ph. Wick, *Die slavischen Lehnwörter*, 1939; H. Bielfeldt, *Die Entlehnungen aus den verschiedenen slavischen Sprachen*, 1965; E. Eichler, *Etymologisches Wörterbuch der slavischen Elemente im Ost-mitteldeutschen*, 1965; G. Bellmann, *Slavoteutonica*, 1971; W. Kaestner, in: *Handbuch der ndt. Sprach- und Literaturwissenschaft*, 1983, S. 678–729; G. Bellmann, in: *HSK 2.1.*, 1984, S. 897–907; P. v. Polenz, *Deutsche Sprachgeschichte*, I, 1991, S. 240–242. *Zur Ausdehnung des deutschen Sprachgebiets nach Osten im Laufe des Mittelalters und zur Entstehung deutscher Sprachinseln in slavischer Umgebung* vgl. W. Mitzka, in: *Zs. f. Mundartforschung*, 1943/44; W. Mitzka, *Grundzüge nordostdeutscher Sprachgeschichte*, 1959; I. Koptzev, in: *Kulturgeschichte Ostpreußens in der Frühen Neuzeit*, 2001, S. 421–426. *Entlehnungen slavischer Sprachen aus dem Deutschen behandeln für das Polnische*: W. Kaestner, *Die deutschen Lehnwörter im Polnischen*, 1939 [mit einem Überblick über die ältere Literatur S. XI–XV]; N. Reiter, *Die polnisch-deutschen Sprachbeziehungen*, 1960; W. Kuraszkiwicz, *Historische Grammatik der polnischen Sprache*, 1981; für das *Russische*: N. Smirnov, *Zapadnoe vlijanie na russkij jazyk“ v Petrovskuju epochu* [„Der westliche Einfluß auf die russische Sprache in der petrinischen Epoche“], 1910 [Wortliste]; G. Hüttl-Worth, *Foreign Words in Russian*, 1963; S. Gardiner, *German Loanwords in Russian*, 1965; A. Bond, *German Loanwords in the Russian Language*, 1974; S. Speck, *Die morphologische Adaption der Lehnwörter im Russischen*, 1978; G. Thomas, *Middle Low German Loanwords*, 1978 sowie das Wörterbuch *Slovar’ inojazyčnych vyražnij i slov, upotrebljajuščichsja v russkom jazyke bez perevoda*, 1994 [Wörterbuch der fremdsprachigen Ausdrücke und Wörter, die im Russischen unübersetzt verwendet werden]; für das *Serbokroatische* H. Striedter-Temps, *Deutsche Lehnwörter im Serbokroatischen*, 1958; für das *Slovenische*: E. Kranzmayer, *Die deutschen Lehnwörter in der slowenischen Volkssprache*, 1944; H. Striedter-Temps, *Deutsche Lehnwörter im Slovenischen*, 1963; für das *Tschechische*: A. Mayer, *Die deutschen Lehnwörter im Tschechischen*, 1927; E. Skála, in: *PBB*, 1964, S. 69–106; L. Spáčilová, in: *Österreichisches Deutsch*, 1995, 326–353; für das *Slovakische* R. Rudolf, *Die deutschen Lehn- und Fremdwörter in der slowakischen Sprache*, 1991; M. Papsónová, in: *Österreichisches Deutsch*, 1995, S. 313–326.
- 10 W. Mitzka, *Studien zum baltischen Deutsch*, 1923; V. Kiparski, *Fremdes im Baltendeutsch*, 1936, S. 77–124; K. Alminauskis, *Die Germanismen des Litauischen*, 1936; J. Sehwers, *Sprachlich-kulturhistorische Untersuchungen*, 1936; A. Schönfeldt, in: *Wortgeographie und Gesellschaft*, 1968, S. 660–677; H. Bielfeldt, in: *Donum Balticum*, 1970, S. 44–56; R. Hinderling, in: *HSK 2.1*, 1984, S. 908–918; K. Karulis, in: *Sprachkontakte zwischen dem Mittelniederdeutschen und dem Lettischen*, 1993, S. 55–58; S. Jordan, *Niederdeutsches im Lettischen*, 1995; D. Lele-Rozentale, in: *Sprachgermanistik in Skandinavien*, III, 1998, S. 301–312.

- 11 P. v. Polenz, *Deutsche Sprachgeschichte*, I, 1991, S. 239 f.
- 12 V. Kiparski, *Fremdes im Baltendeutsch*, 1936, S. 197 f.; J. Bin-Nun, *Jiddisch und die deutschen Mundarten*, 1973; S. Wolf, *Jiddisches Wörterbuch*, 1986; P. Wexler, *Three Heirs to a Judeo-Latin Legacy*, 1988, S. 80–151; P. v. Polenz, *Deutsche Sprachgeschichte*, I, 1991, S. 293–298.
- 13 E. Gamillscheg, *Romania Germanica*, I, 1934, S. 9–39; C. Vossen, *Latein – Muttersprache Europas*, 1978; R. Drux, in: *HSK 2.1*, 1984, S. 854–861; B. Kytzler – L. Redemund, *Unser tägliches Latein*, 1992; *Latein und Volkssprache im deutschen Mittelalter*, 1992; P. v. Polenz, *Deutsche Sprachgeschichte*, I, 1991, S. 219–232; M. Fuhrmann, *Latein in Europa*, 2001.
- 14 F. Dornseiff, *Die griechischen Wörter im Deutschen*, 1950; P. Gessler, *Griechische Fremd- und Lehnwörter im Deutschen*, 1967; N. Holzberg, in: *HSK 2.1*, 1984, S. 861–869; P. v. Polenz, *Deutsche Sprachgeschichte*, I, 1991, S. 219–232.
- 15 Vgl. *BBL 1987 ff.*; K. Schröder, *Linguarum Recentium Annales*, I, 1980 sowie die Beiträge in: *Fremdsprachenunterricht 1500–1800*, 1992. Zu den Niederlanden vgl. den Forschungsbericht von Th. van Els – M. Knops, in: *HL 1988*, S. 289–316.
- 16 R. Lehberger, in: *Handbuch Fremdsprachenunterricht*, <sup>3</sup>1995, S. 561. Gerade der Hinweis auf die Hanse ist in diesem Zusammenhang unsinnig.
- 17 I. Neumann-Holzschuh, in: *Zur Geschichte der Grammatiken romanischer Sprachen*, 1991, S. 257.
- 18 G. Neuner, in: *HSK 19.1.*, 2001, S. 38. Die unbeholfene Formulierung will zum Ausdruck bringen, daß höhere Bildung in Deutschland bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg ein Privileg der höheren Sozialschichten gewesen sei und daß die Ausbildung in den (modernen) Fremdsprachen ein exklusives Merkmal dieser höheren Bildung gewesen sei – genau das trifft nicht zu (Kap. 5.1.–5.3.).
- 19 Dasselbe gilt für das Büchlein von R. Titone, *Teaching Foreign Languages: An Historical Sketch*, 1968.
- 20 F. Brunot, *Histoire de la langue française des origines à nos jours*. V: *Le français en France et hors de France au XVII<sup>e</sup> siècle*, 1966. VIII: *Le français hors de France au XVIII<sup>e</sup> siècle*, 1<sup>e</sup> partie: *Le français dans les divers pays d'Europe*, 1967.
- 21 J. Bumke, *Höfische Kultur*, 1999, S. 112–120; B. Kaltz, in: *HSK 18.2*, 2000, S. 713–715.
- 22 Dasselbe gilt für die Aufsätze von F.-R. Weller, in: *Die Neueren Sprachen*, 1980, S. 135–161 und von E. Radtke, in: *Zur Geschichte der Grammatiken romanischer Sprachen*, 1991, S. 95–110.
- 23 V. Winge, in: *KBGL 9*, 1982–1984, S. 85–118; Dies., in: *Mittelniederdeutsch in Skandinavien*, 1987, S. 74–86; Dies., in: *Niederdeutsch in Skandinavien II*, 1989, S. 106–115; Dies., *Dänische Deutsche – deutsche Dänen*, 1992; Dies., in: *Niederdeutsch in Skandinavien III*, 1992, S. 30–36; Dies., in: *Niederdeutsch in Skandinavien IV*, 1993, S. 146–153; Dies., *Pebersvend og poltergejst*, 2000.
- 24 H. Glück, in: *Grammatica Ianua Artium*, 1997, S. 251–269; Ders., in: *Sprachen und mehr*, 1998, S. 197–202; Ders., in: *Sprache – Kultur – Politik*, 2000, S. 125–140; Ders., in: *Mittelalterforschung im Bamberg*, 2001, S. 148 f.; Ders. – B. Bruzzone – S. Miehl, in: *Mittelalterforschung im Bamberg*, 2001, S. 142–147.
- 25 R. Baur, in: *HSK 19.1*, 2001, S. 617.
- 26 O. Ludwig – C. Ahlzeig, in: *HSK 12.1*, 1997, S. 705–710.

- 
- 27 Vgl. die Beiträge in: Zum Umgang mit fremden Sprachen in der griechisch-römischen Antike, 1992, sowie in: Die Sprachen im römischen Reich der Kaiserzeit, 1980; weiterhin P. Franke in: Materialien DaF 25, 1986, S. 13–22; M. Landfester, in: Reisen und Reiseliteratur im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit, 1992, S. 29–41 sowie die ‚Fallstudie‘ von A. Strobach, Plutarch und die Sprachen, 1997.

### 3. Was ist Deutsch als Fremdsprache?

Was ist eigentlich gemeint, wenn in Quellen aus früheren Jahrhunderten die Rede davon ist, jemand habe Deutsch gelernt oder Deutsch gekonnt? Irgendeine Variante der jeweiligen Entwicklungsstufe der kontinentalgermanischen Dialekte sicherlich. Wenn Referenzmaterial existiert, läßt sich diese Variante auch leicht identifizieren, z. B. als Mittelbairisch oder Ostschwäbisch in den Sprachbüchern des frühen 15. Jh. aus Norditalien. Doch findet sich fast nie die Aussage, jemand habe Schwäbisch oder Schlesisch gelernt oder gekonnt: gelernt wurde Deutsch, ggf. Niederdeutsch. In den Sprachbüchern und Vokabularen des 15. und 16. Jh. wird Deutsch als Ziel- bzw. Referenzsprache genannt, nicht irgendein Dialekt des Deutschen, auch wenn die jeweilige sprachliche Gestalt dialektal ist. Es ist deshalb angezeigt, die oben gestellte Frage etwas genauer zu beleuchten, denn sie ist keineswegs nur von terminologischem Interesse. Sie betrifft vor allem das Verhältnis zwischen den ober- und mitteldeutschen und den niederdeutschen bzw. niederländischen Dialekten einerseits, das Verhältnis zwischen den entstehenden Schriftsprachen Deutsch, Niederdeutsch und Niederländisch andererseits. Sie betrifft aber auch das Verhältnis zwischen den ober- und mitteldeutschen Dialekten und dem Jiddischen. Wir werden zunächst die Verhältnisse zwischen dem Hochdeutschen, Niederdeutschen und Niederländischen betrachten.

#### 3.1. Hochdeutsch, Niederdeutsch, Niederländisch

Die historische Entwicklung des Niederländischen aus einem „Dialektkonglomerat germanischer Dialekte im deutschen Reich“<sup>1</sup> zu einer selbständigen westgermanischen, „auf ingwäonisch-friesischer Grundlage aus fränkischer Überschichtung erwachsene Hochsprache, Schriftsprache, Kultursprache“<sup>2</sup> im 16. und 17. Jh. und der zeitlich parallele Verfall der mittelniederdeutschen Sprache als Schriftsprache ist vielfach dargestellt worden und nicht Gegenstand dieses Buches, ebensowenig die Pro-

blematik der Entwicklung der Sprach- und Volksbezeichnung *deutsch*.<sup>3</sup>  
Es genügt zu sagen, daß

1. die Sprachennamen Deutsch, Niederdeutsch und Niederländisch bis ins 19. Jh. nicht immer eindeutige Referenzen haben und
2. die westniederdeutschen und die niederländischen Dialekte bis weit ins 19. Jh. gegenseitig verständlich waren und im Grenzgebiet bis heute noch sind.

Die sprachlichen Unterschiede zwischen dem mittel- und oberdeutschen und dem niederdeutsch-niederländischen Sprachraum sind schon im Mittelalter vielfach thematisiert worden. Berthold von Regensburg schrieb im 13. Jh.:

Ir wizzet wol, daz die niderlender unde die oberlender gar ungelich sint an der spräche und an den siten. Die von Oberlant, dort her von Zürich, die redent vil anders danne die von Niderlande, von Sahren, die sint ungelich an der spräche. Man bekennet sie gar wol vor einander die von Sahrenlande unde die von dem Bodensêwe, von dem obern lande, unde sint ouch an den siten ungeliche und an den kleidern [...]. Und alsô stêt ez umbe die niderlender und umbe oberlender, daz manic niderlender ist, der sich der oberlender spräche an nimet.<sup>4</sup> ‚Ihr wißt genau, daß die *niderlender* und die *oberlender* völlig unterschiedlich sind in der Sprache und in den Sitten. Die vom *Oberlant*, dorthier von Zürich, die reden ganz anders als die aus *Niderlande*, aus Sachsen. Sie unterscheiden sich nach ihrer Sprache: man kann die vom Sachsenland und die vom Bodensee leicht auseinanderhalten, und sie sind einander ungleich auch in den Sitten und in der Kleidung. [...] So steht es um die *niderlender* und die *oberlender*, daß es viele *niderlender* gibt, die sich die Sprache der *oberlender* aneignen.‘

Gemeint sind hier mit *niderlender* alle Einwohner der „lage landen bi der see“<sup>5</sup>, im weiteren dann aber der Unterschied zwischen dem *himelkint* im Oberland und dem *hellekint* im Unterland, d. h. daß der Gegensatz Oberland – Niederland theologisch uminterpretiert wird in den Gegensatz von Himmel und Hölle, ein Gesichtspunkt, der hier nicht vertieft werden kann.

Die Unterschiede zwischen den Dialekten des Deutschen und den wichtigsten europäischen und vorderasiatischen Sprachen waren im Mittelalter durchaus bekannt. Eine umfangreiche Aufzählung, die das illustriert, findet sich im *Renner* (um 1300) des Ostfranken Hugo von Trimberg (um 1235 – nach 1313). Er berichtet dort von den *manigerleie spräche* der Deutschen und der Ausländer:

Swäben ir wörter spaltent  
Die Franken ein teil si valtent,  
Die Beier si zezerrtent,

Die Schwaben spalten ihre Wörter,  
Die Franken verschränken sie ein wenig,  
Die Baiern zerren sie auseinander,

Die Düringe si ûf sperrent

Die Sahren si bezückerent,  
Die Rînliute si verdrückerent,  
Die wetereiber si würgen,  
die Mîsner si vol schürgent,

Egerlant si swenkerent,  
Oesterrîche si schrenkerent,  
Stîrlant si baz lenkerent,

Kernde ein teil si senkerent,  
Bêheim, Ungern und Lamparten  
Houwent niht mit tiutscher barten,  
Franzois, Walhe und Engelland,  
Norweye, Yberne sint unbekant  
An ir sprâche tiutschen liuten;

Nieman kan ouch wol bediuten  
Kriechisch, jüdisch und heidenisch,  
Syrisch, windisch, kaldêisch:

Swer daz mischet in tiutsch getihte,  
Diu meisterschaft ist gar ze nihte.

Die lantsprâche dâ vor genant  
In tiutschen landen sint bekant:

Swer ûz den iht guotes nimt,  
Daz wol in sinem getihte zimt,  
Mich dünket dern habe niht missetân,  
Tuot erz mit künste und niht nâch wân.<sup>6</sup>

Die Thüringer sperren den Mund  
auf beim Reden,

die Sachsen fallen über sie her,  
die Rheinländer verschlucken sie,  
die Wetterauer würgen sie,  
die Meißner schurigeln sie voll-

kommen,  
Egerland schwenkt sie herum,  
Österreich klemmt sie ein,  
die Steiermark gibt ihnen eine bes-

ere Richtung,  
Kärnten senkt sie ein wenig,  
Böhmen, Ungarn und Lombardei  
hauen nicht mit deutscher Klinge,  
Franzosen, Welsche und Engländer,  
Norweger, Iren (oder Spanier) sind  
den Deutschen ihrer Sprache nach  
fremd;

ebenso wie niemand das Griechische,  
Hebräische, Arabische, Syrische,  
Chaldäische verständlich machen kann:

Wenn irgendwer das in ein deutsches  
Gedicht einmengt, dann ist die Kunst  
völlig zuschanden.

Das sind die Landsprachen (Dialekte),  
die man in deutschen Landen kennt:

Wenn jemand irgendetwas daraus  
nimmt, was seinem Gedicht zugute  
kommt, hat er, scheint mir, keinen  
Fehler gemacht, wenn er es kunst-

fertig und nicht in gutem Glauben  
tut.

Die Unterschiede zwischen den Dialekten des Deutschen werden im wesentlichen mit Hilfe von Bewegungsverben beschrieben, die teilweise mit dem Sprech- oder dem Schluckvorgang zu tun haben (*verdrücken*, *würgen*). Die Sachsen spielen keine prominente Rolle, sie sprechen eine der *lantsprâche* unter anderen. Das deutet nicht darauf hin, daß Hugo das Sächsische als besonders schwer verständlich eingestuft hätte; man kann annehmen, daß er als Bamberger Kleriker und Rektor der Schule von St. Gangolf hin und wieder mit Leuten aus dem Norden des Sprachgebiets zu tun hatte. Im wesentlichen umfaßt seine Liste oberdeutsche Dialekte, unter denen Varianten des Bairischen und des Ostmitteldeutschen am

stärksten differenziert sind. Von den *lantsprâche* sind Fremdsprachen klar unterschieden, denn sie sind unverständlich: mischt man eine von ihnen in einen deutschen Text ein, dann ist alle Kunst vergeblich. Als erstes werden die östlichen (Tschechisch, Ungarisch) und eine der südlichen Nachbarsprachen (Lombardisch) genannt, dann das Französische und das ‚Welsche‘<sup>7</sup>, schließlich geographisch weiter entfernte Sprachen (Englisch, Irisch oder Spanisch und Norwegisch). Die übrigen erwähnten Sprachen sind gelehrte oder ganz exotische Sprachen, mit denen ein Bamberger Schulmeister um 1300 wahrscheinlich keine Erfahrungen hatte. So sah die Sprachenwelt eines gebildeten Klerikers um 1300 in Deutschland aus. Die Gegensätze zwischen dem Nieder- und dem Oberdeutschen spielen dabei keine besondere Rolle.

Die Frage, ob und in welchem Maße zwischen den Dialektgruppen des Mittelhochdeutschen, des Frühneuhochdeutschen und des Mittelniederdeutschen gegenseitige Verständlichkeit gegeben war, ist immer wieder aufgeworfen worden.<sup>8</sup> Sie ist für unsere Fragestellung insofern von Belang, als Nichtdeutsche, die sich zum Zwecke des Reisens in Deutschland mit dem Erwerb des Deutschen befassen wollten, sicherlich daran interessiert waren, eine Varietät von möglichst großer kommunikativer Reichweite zu lernen. Bis ins 17. Jh. waren dies im Norden zweifellos das Niederdeutsche bzw. das Niederländische.

Der alte Streit um die Frage, von welchem Zeitpunkt an die modernen Niederländer sich als Nation zu fühlen begannen, die im Osten eine von ihnen abgrenzbare teutonophone Nachbarnation hat, ist für unser Thema unerheblich, ebenso die philologische Frage, ob und von welchem Zeitpunkt an man in mittelniederländischen Quellen mit Sprachbezeichnungen wie *dietsch*, *duutsch* usw. ‚eigentlich‘ nicht Deutsch, sondern etwas anderes meinte.<sup>9</sup> Bis wenigstens ins 16. Jh. gilt jedenfalls, daß *Deutsch* alle nieder-, mittel- und oberdeutschen Varietäten und das Mittelniederländische bezeichnet. Ob das Friesische mitunter mit gemeint war, wäre eigens zu untersuchen. Die Frage nach dem Status rezenter ‚Ausbausprachen‘ (z. B. Letzeburgesch) stellt sich für den Untersuchungsraum nicht.<sup>10</sup>

In einem niederländischen Gebetbuch von 1457, das *van den hoghen duutsche int nederduutsche getogen* ‚aus dem Hochdeutschen ins Niederdeutsche gezogen, d. h. übersetzt‘ worden war, findet sich ein früher Beleg für die begriffliche Unterscheidung zwischen hoch- und niederdeutsch bzw. niederländisch, ebenso im *Exercitium puerorum grammaticale per dietas distributum*<sup>11</sup> ‚Sprachbuch für Knaben für den täglichen Gebrauch‘ (von 1491/1495), wo es heißt, daß es viele verschiedene

*idioma laycum* ‚Volkssprachen‘ gebe, doch *teutonicum iterum diuersificatur per altum bassum et medium* ‚das Deutsche hinwieder wird unterschieden nach hohem, niederem und mittlerem (Deutsch)‘.<sup>12</sup> 1530 schrieb der *tüdtisch* *Leermeyster* Johannes Kolroß, ein Alemanne, in der *Vorred* zu seinem *Enchiridon das ist / Handbüchlin || tütscher Orthographie* (Basel 1530): „Dann diß ist fürnämlich für die hochtüdtischen gemacht / würt doch in vylen dingen / ouch andern tüdtischen nit vnnützlich sin. Darumb was eim yeden zů siner sprach dienstlich welle er annehmen.“<sup>13</sup> Er ging also davon aus, daß man sein Deutsch im gesamten Sprachraum einigermaßen verstehen würde.

Im 16. Jh. differenzieren sich die Sprachbezeichnungen allmählich, werden *dietsch*, *duutsch* als Bezeichnungen für das Niederländische verdrängt durch *nederduits*, *nederlands* und *niderlendisch teutsch*, wobei allerdings unklar bleibt, ob sie sich allein auf die westlichen Dialekte des niederdeutsch-niederländischen Dialektkontinuums oder auf das Niederdeutsche und das Niederländische insgesamt beziehen. Bezeichnungen für das Mittelniederdeutsche sind Ausdrücke wie *sassesch*, *nedderdüdesch*, *nedderlendisch*, *neddersassisch* oder einfach *dudesch*, *düdesch* und Varianten davon.<sup>14</sup> Martin Luther hat mehrfach gesagt, daß er seine Schriften in keiner der beiden Varietäten verfaßt habe, sondern in einem Ausgleichdialekt, dem *gemein Teutsch*:

Nullam certam linguam Germaniae habeo, sed communem, ut me intellegere possint ex superiore et inferiore Germania [‚Ich habe keine bestimmte Sprache Deutschlands, sondern eine allgemeine, damit sie mich in Ober- und in Niederdeutschland verstehen können‘]. *Ich rede nach der Sechsischen cantzley*, quam imitantur omnes duces et reges Germaniae [‚der alle Fürsten und Könige Deutschlands folgen‘]; *alle reichstette, fürsten, höfe schreiben nach der Sechsischen cantzeleien unser churfürsten*. Ideo est communissima lingua Germaniae [‚deshalb ist sie die allgemeinste Sprache Deutschlands‘; kursiv Gesetztes in der Quelle in Fraktur].<sup>15</sup>

Der Schlesier Fabian Frangk (um 1495 – nach 1539) schrieb 1531 in seiner deutschsprachigen *Orthographia Deutsch*, „Das die Deutsche sprach / hie geteilt wirdt in zween vnnderschied / als Ober vnd Niderlendisch. Was nuh hie gehandelt odder geschrieben / wirdt / von oberlendischer verstanden.“<sup>16</sup> Laurentius Albertus (ca. 1540–1583) unterscheidet 1573 in seiner (auf Lateinisch verfaßten) deutschen Grammatik (Kap. 7.3.) zwischen *Germani Superiores* ‚obere Deutsche‘ und *Germani Inferiores* ‚untere/niedere Deutsche‘, zwischen „Oberländisch vnnd Niderlendisch oder Sächsisch Teutsch“. Das Oberländische umfaßt bei ihm die ober- und mitteldeutschen Dialekte, die er *inuicem intelligibiles* ‚ge-

genseitig verständlich‘ nennt. Die niederdeutschen Dialekte sind für ihn *inculti adhuc et uicini [...] primae origini* ‚bisher ungepflegt und dem ursprünglichen Zustand nahe‘.<sup>17</sup>

Auch im Nordwesten war man sich der Unterschiede bewußt. In der Einleitung zu seiner *Nederlandsche Spellinghe* ‚Niederländische (Recht-)Schreibung‘ (1550) sagt Joos Lambrecht (1491–1560), das niederländische Sprachgebiet umfasse „Vlaams, Brabants, Hollands, Gelders, Kleefs, Fries, Guliks en Zeeuws“, und 1581 schrieb Pontus de Heuter (1535–1602): *Aldus heb ic mijn nederlants gesmeet uit Brabants, Flaems, Hollants, Gelders en Cleefs*<sup>18</sup> ‚folgendermaßen habe ich mein *nederlants* zusammengetragen (lit. geschmiedet): aus dem Brabantischen, Flämischen, Holländischen, Geldrischen und Klevischen‘. Der Antwerpener Drucker und Verleger Christophe Plantijn gab 1574 – nach einigen Vorarbeiten – einen *Thesaurus Theutonicae linguae* ‚Schatz(-haus) der deutschen Sprache‘ heraus. Im Vorwort schreibt er, es gehe ihm darum, den Wortschatz des Niederländischen so vollständig wie möglich wiederzugeben. Sein Korrektor Corneel van Kiel (Kilianus, Kiliaan, 1528/29–1607) legte ebenfalls 1574 ein *Dictionarium Teutonico-Latinum* ‚Deutsch-lateinisches Wörterbuch‘ vor, das der Vorrede zufolge dazu bestimmt war, sowohl vom Niederländischen her das Lateinische als auch vom Lateinischen her das Niederländische zu lernen. Er ist damit der erste, der das Niederländische nicht mehr nur als Hilfsmittel sieht, eine andere Sprache zu lernen, sondern das Erlernen des Niederländischen *in een woordenboek op de voorgrond plaatst* ‚in einem Wörterbuch in den Vordergrund stellt‘.<sup>19</sup> In der ersten Grammatik des Niederländischen, der *Twe-spraak vande Nederduitsche letterkunst* ‚Dialog über die die *nederduitsche* Poetik‘ (1584), ist verschiedentlich die Rede davon, daß *de Hoochduitschen* und *de Overlanders* andere Sprachformen hätten als die *Nederduitsers* bzw. *Nederlanders*,<sup>20</sup> deren Sprache *onze alghmene Duytsche taal* ‚unsere allgemeine (d. h. gemeinsame) *duytsche* Sprache‘ genannt wird.<sup>21</sup> Das Bewußtsein, daß das Niederländische mit dem Niederdeutschen eine Einheit bildet, ist vorhanden und klar formuliert:

Ick spreek [...] int ghemene vande duytsche taal / die zelve voor een taal houdende / dóch dat de zommighe wat te hóogh / andere wat te laegh spreken / ende dat de nederzaxense of Mysense spraack (vande welcke wy ghekomen zyn) de middelbarichste en vriendelyckste is / de welcke van Brug af tot Ry ende Revel toe streckt / wel iet wat inde uitspraack verschelende / maar zó niet óf elck verstaat ander zeer wel [...].<sup>22</sup> ‚Ich spreche allgemein von der *duytsche* Sprache, die ich für eine (einzige) Sprache halte, abgesehen davon, daß einige sie etwas zu hoch, andere etwas zu niedrig sprechen und daß die niedersächsische

oder meißnische Sprache (aus welcher wir gekommen sind) die durchschnittlichste (am ehesten in der Mitte liegende) und freundlichste (Sprache) ist, welche sich von Brügge bis nach Riga und Reval erstreckt: sie weist zwar in der Aussprache Unterschiede auf, die aber nicht so sind, daß einer den anderen nicht sehr gut versteht [...].‘

Der Autor dieser Grammatik sieht sogar den Zusammenhang seiner Muttersprache mit dem Dänischen, Friesischen und Englischen und nennt sie zusammenfassend *verscheyden Duytsche spraack*<sup>23</sup> ‚verschiedene *duytsche* Sprachen‘. Andererseits werden mitunter dialektologische Einsichten deutlich, z. B. in einem der frühen Traktate zur Grammatik des Niederländischen (1586), in dem die zweite Lautverschiebung als wesentliches Unterscheidungsmerkmal zwischen den Oberländern und den Niederländern genannt wird:

Tis yder spraeck ghemeen datse in den eenen oirt des landts wat anders uytgesproken wort als op den anderen. By voorbeelt, daer de Neerlanders segghen *Dat, Wat, Vat*, d’Ouerlanders segghen *Das, Was, Vas* [...].<sup>24</sup> ‚Es ist allen Sprachen gemein, daß sie in einer Gegend des Landes etwas anders ausgesprochen werden als in einer andern. Zum Beispiel sagen die Niederländer *Dat, Wat, Vat*, und die Oberländer sagen *Das, Was, Vas*.‘

Noch im 17. Jh. betrachtete man das Niederländische und das (Hoch-) Deutsche häufig als Einheit. Der Schlesier Martin Opitz (1597–1639) sagte von dem niederländischen Dichter Daniel Heinsius (1580–1655), der ihm in vielem ein Vorbild war, er habe „vnsre Muttersprach in jhren werten gebracht“.<sup>25</sup> Justus Georg Schottelius (1612–1676) bescheinigte Heinsius, er habe „anfänglich den rechten Eingang zur Teutschen Poesie gezeigt“<sup>26</sup>, und Paul Fleming (1609–1640) nannte die Niederländer Jacob Cats (1577–1660) und Heinsius im gleichen Atemzug mit Opitz „unsern Deutschen“.<sup>27</sup> Andererseits entwickelte sich im frühen 17. Jh. auch die realistische Auffassung, daß das Niederländische im Deutschen Reich nicht ohne weiteres verständlich und eine Sprache war, aus deren Literatur sich zu übersetzen lohnte.<sup>28</sup> Schottelius hat in Leiden studiert (1633–1636). In seiner *Ausführlichen Arbeit* (1663) stuft er das Niederländische als Dialekt des Niederdeutschen ein: „Die Niedersaechsische / wie auch niederländische Mundart / kommt dem rechten grund / und ursprünglichen Wesen oft näher / als das Hochteutsche / ist auch an fast allen Woerteren reicher und nicht weniger lieblich.“ Auch sei das Niederdeutsche kein Dialekt des Hochdeutschen: „Die Hochteutsche Sprache ist kein Dialectus, auch nicht die Niederseutsche [sc. Niederdeutsche] / sondern haben jhre Dialectos.“<sup>29</sup>

Auch der Topos von der Häßlichkeit des Niederländischen in (ober-)deutschen Ohren ist alt, man findet ihn spätestens seit dem 16. Jh. In

einer Reisebeschreibung des Schweizers Nicolaus Wimman heißt es (1550) über die Sprache der Amsterdamer:

sermonis autem genus adeo tumultarium, praeceptis atque mutilum mihi homini extraneo praesertim videbatur, ut nutibus verius, quid velint, quam significantibus verbis, ostendant.<sup>30</sup> ‚Die Art zu sprechen erschien mir, dem Mann aus der Fremde zumal, so verworren, schroff und verstümmelt, daß sie eher durch Kopfnicken und Winken als durch bedeutungsvolle Worte ausdrücken, was sie wollen.‘

Das deutsche Stereotyp vom Unwert des Niederländischen, das wohl auch seiner nahen Verwandtschaft zum seit dem späten 16. Jh. als Bauernsprache verachteten Niederdeutschen geschuldet ist, zieht sich bis ins 19. Jh.; Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799) lästerte: „Der Esel kommt mir vor wie ein Pferd ins Holländische übersetzt.“<sup>31</sup> Andererseits waren die Deutschen auch schon vor dem 2. Weltkrieg in den Niederlanden nicht immer beliebt. Die schimpfliche Bezeichnung *mof*, *moffen* für uns Deutsche kam im 16. Jh. auf; sie ist stammverwandt mit dt. *Muff*, *muffig*.<sup>32</sup> Im 17. Jh. haben etliche deutsche Gelehrte und Dichter Niederländisch gelernt und beherrschten es, jedoch: „Als der Glanz des ‚Gouden Eeuw‘ verblaßte, kam das Bedürfnis nach sprachlichen Hilfsmitteln auf.“<sup>33</sup> Dieses Bedürfnis wurde seit dem 18. Jh. befriedigt; der Nürnberger Sprachlehrer und Lexikograph Matthias Kramer, der vom Niederrhein stammt (Kap. 7.3.), legte 1716 eine niederländische Grammatik und 1719 ein deutsch-niederländisches Wörterbuch vor.<sup>34</sup> In der Vorrede seiner Grammatik heißt es:

Sehen wir nicht täglich vor Augen, wenn die Niederdeutschen, die nicht hochdeutsch, oder die Hochdeutschen, die nicht niederdeutsch können mit einander Briefe wechseln, oder mündlich reden, daß sie entweder einander nicht verstehen, oder Dolmetscher halten, oder aber, daß sie sich beyderseits mit dem Französischen, so gut als sie können, behelfen müssen.<sup>35</sup>

Daniel Georg Morhof (1639–1691), der Kieler Lehrer August Hermann Franckes, schrieb 1682:

Würde man einen Schwaben in Niederland bringen / es würde grosse Mühe kosten / daß er des Landes Sprache ohne Anstoß in langer Zeit reden lernet.<sup>36</sup>

Als Schulfach etablierte sich das (Hoch-)Deutsche in den Niederlanden in der zweiten Hälfte des 18. Jh. (Das Französische wurde in niederländischen Schulen schon seit dem 16. Jh. unterrichtet.). Erst 1814/15 wurde der Sprachename *Nederlands* durch einen Erlaß des Königs Willem I. offizielle Bezeichnung für *de landtaal* ‚die Landessprache‘ der Niederlande.<sup>37</sup>

Die begriffliche Differenzierung zwischen Niederländisch und Niederdeutsch vollzieht sich erst im Laufe des 17. Jh. In dieser Zeit stehen sich in den heutigen Niederlanden die Sprachenbezeichnungen *Nedersassisch*, *Saxisch*, *Oostersch*, im Süden auch *Overlandsch* für die niederdeutschen Dialekte und *Nederduits*, *Nederlandsch*, *westersche Nederlandsche sprake/tale*, *Hollandtsch* für die niederländischen Varietäten gegenüber.<sup>38</sup> Die Bezeichnungen *Nederduits*, *Nederduytisch*, *Nederduydsch*<sup>39</sup> können bis mindestens 1700 beides zusammen meinen. Auch im deutschen Sprachraum entwickelt sich die terminologische Unterscheidung zwischen (Nieder-)Deutsch und Niederländisch spät. 1664 schreibt Philipp von Zesen (1619–1689) in seiner *Beschreibung der Stadt Amsterdam* (S. 508), man drucke dort *Niederdeutsch* – womit er Niederländisch meint – und (u. a.) auch *Hochdeutsch*.<sup>40</sup> Schottelius spricht in seiner *Ausführlichen Arbeit* davon, daß Opitz die Werke Heinsius' vom „Niederdeutschen in das Hochdeutsche zuversetzen“ verstanden habe.<sup>41</sup> Das deutet auf Verständnisschwierigkeiten hin, die der Niederachsse Schottelius auch bestätigt:

wenn ein Hochteutscher solte ein Holländisches Buch lesen / im fall er der Oerter nie gewesen oder solche Teutsche Mundart nicht gelernet / wird er schwärlich eine Zeil recht vernehmen können / da es dennoch gar ohn Zweiffel / daß es im Grunde fast einerley Wörter / und eine einige Teutsche Sprache ist.<sup>42</sup>

Größere Verständnisprobleme im Schriftverkehr hat es zwischen den beiden Sprachräumen des Deutschen bis ins 17. Jh. hinein offenbar nicht gegeben: im Norden verstand man hochdeutsche, im Süden niederdeutsche/niederländische Schriftstücke wenigstens einigermaßen.<sup>43</sup> Ein Beispiel dafür liefert der von Wolfgang Lindow referierte niederdeutsche Kammergerichtsprozeß, der um 1520 stattfand. Dieser Prozeß zwischen zwei Lüneburger Parteien wurde vor Gerichten in Amsterdam, Bergengop-Zoom, Hamburg, Lübeck und Lüneburg und 1526 schließlich vor dem Reichskammergericht in Eßlingen verhandelt. Köln war durch ein Gutachten beteiligt. Die Schriftsätze sind auf Lateinisch, Mittelniederländisch (*Brabansch*), Mittelniederdeutsch (*dudesch*), und zwar sowohl nach der Lübecker Norm als auch mit „umgangssprachlichen Zügen“<sup>44</sup>, Frühneuhochdeutsch und Mischungen aus Mittelniederdeutsch und Frühneuhochdeutsch abgefaßt. In der Edition der Akten dieses Prozesses heißt es in einem Schreiben Lübecks (in einer anderen Rechtsangelegenheit) zur Frage der Schriftform von Gerichtsverfahren:

nademe [...] keyn ricktliker proces gehalten, sunder alleyne gewoenlicke hendele, wo solke und der gliken saken fordern, sient gebruket, ock de gewaenheit und gebruck, in Dutschen landen gehalten, nicht mede bringet, daerop tho

articuleren, und nademe overall im hilgen Romisschen rike de Dutsche sprake [...] gebrücklick ys, [...] zo wete wie uns ock nicht vorplicht, daerop Dutschs efte Latteynsch tho schriven.<sup>45</sup> ‚Weil kein rechtsförmiger Prozeß gehalten worden ist, sondern nur gewöhnliche (Rechts-)Händel stattfanden, wie sie solche und dergleichen Sachen erfordern, auch die Gewohnheit und der Gebrauch, die man in Deutschland pflegt, nicht mit sich bringen, solche Dinge schriftlich festzuhalten, und weil überall im heiligen Römischen Reich die *dutsche* Sprache [...] gebräuchlich ist, [...], so wissen wir uns auch nicht verpflichtet, sie auf *Dutsch* oder auf Lateinisch aufzuschreiben.‘

Die Verständnisschwierigkeiten in der mündlichen Sprachform waren erheblicher. Es gibt seit der Reformationszeit vielerlei Berichte darüber, daß niederdeutsche Gemeinden einen mittel- oder gar oberdeutschen Prediger schlecht oder gar nicht verstanden und sich Ratsherren „über deren unverständliche Sprache“ beschwerten<sup>46</sup>; der Fall Ostfrieslands wird in Kap. 6.6. erörtert. Es gibt aber auch Berichte darüber, daß Süddeutsche und Norddeutsche bzw. Niederländer sich in ihrer jeweiligen Muttersprache miteinander verständigen konnten, wenn das erforderlich war; einige Beispiele dafür werden an anderer Stelle gegeben.

Die Unterschiede zwischen dem Niederländischen, dem Nieder- und dem Hochdeutschen wurden auch in anderen Ländern bzw. Sprachen erst spät terminologisch gefaßt. In lateinisch verfaßten Quellen des 16. und 17. Jh. wird das Niederländische (Flämische) mitunter abgrenzend *idioma Belgica* ‚belgische Sprache‘ oder *lingua quâ tota haec inferior Germania utitur* ‚die Sprache, die jenes niedere Deutschland insgesamt verwendet‘ genannt.<sup>47</sup> In England gilt bis wenigstens ins 16. Jh.: „*Dutch* means German, and denotes both *Hoch* and *Nieder Deutsche*.“<sup>48</sup> Entsprechend hießen die beiden Sprachen in John Minsheus elfsprachigem Vokabular von 1617 *Low Dutch* und *High Dutch*. Noch 1936 verwandte Evan C. Llewellyn den Ausdruck *Low Dutch*, um „all the continental Low German Dialects, i. e. the various dialects of Flemish, Dutch, Frisian and Low German“ zu bezeichnen<sup>49</sup>, und drei Jahre später schrieb F. J. Bense: „English is itself a Low Dutch dialect“, weshalb er es vorziehe, nur die Schwesterdialekte des Englischen auf dem Festland als *Low Dutch* zu bezeichnen und unter ihnen zwischen *Flemish*, *Dutch* und *Low German* zu differenzieren.<sup>50</sup> Die Italiener unterschieden zwischen *todescho/tedescho* ‚Deutsch‘ (heute: *tedesco*) und *fiammingo* ‚Flämisch, Niederländisch, Niederdeutsch‘. Die moderne Sprachbezeichnung *nederlandese* entwickelte sich erst später. In Frankreich verwendete man im Mittelalter die Namen der deutschen Stämme, wenn man (z. B. in den *chansons de geste*) von den Deutschen sprach: *Baivier*, *Aulemant/Alleman/Alemant*, *Saisne*, *Frison* ‚bairisch, alemannisch, sächsisch, frie-

sisch', aber auch schon die Sammelbezeichnungen *Tideis/Tiois* ‚deutsch‘ und *cil d'outré l'aigue del Rin* ‚jene von anderen Ufer des Rheins‘.<sup>51</sup> Später sprach man vom *empire* ‚Reich‘ und differenzierte mitunter zwischen seinem Norden und seinem Süden. Wenn man es tat, unterschied man sprachlich zwischen nördlichem *ties, tiois, flameng, bas alamans* und südlichem (*haut*) *alamans*. Der moderne Sprachename *neerlandais* ist später entstanden.

Einige Unterschiede zwischen den Dialekten des Deutschen und die Frage, ob das Deutsche das Zeug zu einer Literatursprache hätte, hat ein französischer Gelehrter des 16. Jh. erörtert. 1533 erschien in Paris ein *liber de differentia vulgarium linguarum, & Gallici sermonis varietate* ‚Buch über die Unterschiede der Volkssprachen und die Vielfalt der französischen Sprache‘ des Philologen Charles Bouelles (Bovillus, 1479–1567) in dem es v.a. um die Aussprache des Lateinischen in verschiedenen Volkssprachen geht.<sup>52</sup> Nebenbei befaßt sich dieses Buch auch mit Unterschieden zwischen Dialekten des Deutschen. Bovillus hatte Deutschland bereist; er war Gast bei Johannes Trithemius gewesen.<sup>53</sup> In seinen Ausführungen zum Deutschen nennt er die 2. Lautverschiebung als wesentliche Differenz zwischen den nieder- und den oberdeutschen Dialekten:

inferiores Germani, & Flandri eas suae linguae voces effantur per T, quas Germani superiores per duplicatam S eloquuntur: Album vinum, Superiores Germani, vvisse vvin vocant. Flandri vvitte vvin. Aquam illi vvasser: isti vvatre [sc. vvater] dicunt. ‚Die Niederdeutschen und die Flamen sprechen jene Laute ihrer Sprache als T aus, welche die Oberdeutschen als verdoppeltes S aussprechen: Weißwein nennen die Oberdeutschen *wisse win*, die Flamen *witte win*. Wasser sprechen jene als *wasser*, diese als *water*‘

Weiterhin stellt er die Frage, was das bessere Deutsch sei: Ober- oder Niederdeutsch? Sollte man eher das südliche *gont tag* oder das nördliche *goud dag* verwenden *pro significationi boni* ‚zur Benennung des Guten‘ (d. h. wahrscheinlich: als Gruß) verwenden? Schließlich schreibt er, daß die Deutschen A und O schlecht auseinanderhielten und *glaria* und *daminus vabiscum* oder *Ove Moria* sagten. Des weiteren verwechselten sie D und T, B und P (in Franken und Sachsen ist das bekanntlich heute noch ein Problem).<sup>54</sup>

Bouelles [...] semble bien avoir été le premier Français à juger les parlers germaniques avec pareille minutie, et sa connaissance en la matière ne le rend pas plus tendre pour l'allemand. De plus, un allemand unifié, une langue littéraire unique lui semblent un but impossible à atteindre.<sup>55</sup> ‚Bouelles scheint wohl der erste Franzose gewesen zu sein, der die deutschen Dialekte mit außerordentlicher Gründlichkeit untersucht hat, und seine Kenntnis der Materie hat ihn

gegenüber dem Deutschen nicht milder gestimmt. Darüber hinaus erschienen ihm ein geeinigtes Deutschland, eine einheitliche Literatursprache als ein Ziel, das unerreichbar war‘.

Zeugnisse besonderer Art für Sprach- und Kulturkontakte sind Sprichwörter, Sentenzen und Phraseologismen, in denen das Deutsche als fremde und unverstandene Sprache und die Deutschen als fremde (meist grobe und ungehobelte) Gesellen vorkommen. Im Mittelalter entstand die Wendung *faire une querelle d'Aleman* ‚einen Streit vom Zaun brechen‘.<sup>56</sup> Im 17. Jh. gab es im galloromanischen Sprachraum die Wendungen *Jeu non enteu plus selhs d'Alamanha qui parl' ab me* ‚Ich verstehe keinen (mehr) aus Deutschland, der zu mir spricht‘ und *le n'y entends que le haut Allemand* ‚ich verstehe nichts als Hochdeutsch (ich verstehe überhaupt nichts)‘ – Daniel Martin gibt als Entsprechung an *Das ist mir gar zu hoch; Ich verstehe es eben so wenig als das Rothwelsch*.<sup>57</sup>

Ähnliches kommt zum Ausdruck, wenn der Sprachname bzw. das Ethnonym *deutsch* (oder spätere Hyponyme dazu wie *sächsisch* oder *alemannisch*) Fremd- und Unverständlichsein schlechthin bezeichnen, z. B. dän. *tyske*, norweg. *tydska* ‚unverständlich sprechen‘, estn. *saksa* ‚fremd, ausländisch‘. Im 19. Jh., als in Dänemark antideutsche Strömungen herrschten, erhielt *tyske* die zusätzliche Bedeutung ‚laut sprechen, aufschneiden, kurz, sich wie ein Deutscher (negativ) verhalten, benehmen‘.<sup>58</sup> Um 1600 gab es im Englischen einige wenig schmeichelhafte Wendungen, in denen *dutch* vorkam, z. B. *Dutch reckoning* (eine Rechnung, die nicht aufgeschlüsselt ist), *Dutch courage* (der Mut eines Betrunkenen), *Dutch feast* (ein Fest, bei dem der Gastgeber als erster betrunken ist), *Dutch treat* (jeder zahlt für sich selbst).<sup>59</sup> In den meisten slavischen Sprachen ist das Etymon *nemc-* ‚unartikuliert, stumm‘ zum Ethnonym zunächst für die Westeuropäer, dann für die Deutschen geworden. Im 15. Jh. wurde in Italien die Sprachbezeichnung *tedesco* zum Synonym von *gergo* ‚Kauderwelsch‘.<sup>60</sup> In solchen Fällen tradiert die Sprache selbst Kulturgeschichte. Diese Traditionslinien sind allerdings nicht Gegenstand dieses Buches; es befaßt sich nicht mit der Erforschung nationaler Stereotypen oder mit Mentalitätsgeschichte.

Der erste bekannte Bericht eines Russen über eine Reise durch Deutschland stammt aus der Mitte des 15. Jh. Der Name seines Verfassers ist nicht bekannt. Er gehörte zum Gefolge des Moskauer Metropoliten Isidor, der 1437 über das Baltikum und Deutschland nach Italien reiste, um am Konzil von Ferrara teilzunehmen. Aufgefallen ist dem Chronisten, daß man in Norddeutschland ein anderes Deutsch spricht als im Süden; er vergleicht diesen Unterschied mit demjenigen zwischen

dem Russischen und dem Serbischen. Das deutet darauf hin, daß er selbst oder jemand aus seiner Umgebung Deutsch verstanden hat, denn sonst wäre das wohl kaum aufgefallen. Die Reise führte ihn auch durch Bamberg, das er „groß und wunderbar“ fand.<sup>61</sup> In Rußland bestanden bis in die nachpetrinische Zeit ziemlich ungenaue Vorstellungen von Westeuropa und seinen Sprachen. Das Deutsche wird oftmals als *cesarskij jazyk* ‚kaiserliche Sprache‘ bezeichnet, man spricht also *po cesarski* ‚(auf) kaiserlich‘. Mit dem Ausdruck *nemec* ‚Unverständlicher, Ausländer‘ bzw. *nemeckij* ‚Adj. zu *nemec*‘, die heute ‚Deutscher, deutsch‘ bedeuten, bezeichnete man noch lange alle westlichen Völker bzw. Sprachen. Es gab also z. B. *švejskie* und *gallanskije nemcy* ‚schwedische, holländische Deutsche (bzw. Ausländer)‘. Ivan IV. titulierte den schwedischen König als König der Deutschen.<sup>62</sup> Doch stets waren die Deutschen in Rußland die größte und wichtigste Gruppe der westeuropäischen Ausländer. Von den Slaven haben die Ungarn gelernt, wie die Deutschen heißen: *Német*.

In diesem Buch kann nicht in jedem Einzelfall geklärt werden, was gemeint ist, wenn jemand von sich sagt oder wenn über jemanden gesagt wird, er lerne oder spreche oder schreibe *Duutsch* oder *Nederduytsch* oder *Nederlands* – alle Fälle dieser Art werden als Belege für den Erwerb oder das Beherrschen der Sprache genommen, die bis zum 17. Jh. jene weitgehend gemeinsame Sprache Norddeutschlands und der Niederlande gewesen ist, die über das Mittelniederdeutsche und das Mittelniederländische auf das Altsächsische und das Altniederfränkische (Altniederländische) zurückgeht. Diese Sprache ist nicht gleichzusetzen mit dem Hochdeutschen bzw. den historischen Sprachstufen, auf die es zurückgeht. Erst mit dem Zerfall der mittelniederdeutschen Schriftsprache hat der Norden des heutigen deutschen Sprachgebiets das Hochdeutsche als seine Schrift-, Verwaltungs-, Kirchen- und Literatursprache, kurz: seine Hochsprache übernommen – anders als die Niederlande und Flandern. In einem Buch über die Geschichte des Deutschen als Fremdsprache muß sie aber nicht nur mitbehandelt werden, sondern sie gehört gleichberechtigt neben ihre südliche Schwester gestellt.<sup>63</sup> Insoweit ist sein Gegenstand ungenau benannt; das Thema müßte etwa so formuliert werden: *Geschichte des Hoch-, Mittel- und Niederdeutschen sowie des Niederländischen bis in den Zeitraum (16. und 17. Jh.), an dem das Niederländische sich als eigenständige Sprache etablierte, als Fremdsprache(n)*. Das wäre sehr umständlich. Es bleibt mir zu versichern, daß ich mit der Wahl der ungenauen kürzeren Benennung meines Gegenstands unsere niederländischen und flämischen Nachbarn keineswegs kränken will und mir der

Tatsache klar bewußt bin, daß man die Dialekte, die man in Deutschland als niederdeutsch zu bezeichnen gewohnt ist, durchaus auch als ostniederländisch bezeichnen könnte. Diese Fragestellung geht aber weit über das hinaus, was hier behandelt werden kann, und so beschränke ich mich darauf zu wiederholen, daß der Ausdruck *Deutsch als Fremdsprache* in diesem Buch in den entsprechenden Zusammenhängen in seiner – anachronistischen – vormodernen Bedeutung zu verstehen ist.

### 3.2. Deutsch und Jiddisch

Ganz anders stellt sich das Verhältnis des Deutschen zum Jiddischen dar. Das Jiddische ist heute eine sterbende Sprache. Als Volkssprache untergegangen ist es in den deutschen Vernichtungslagern des zweiten Weltkriegs. In den 1930er Jahren hatte es etwa 12 Millionen Muttersprachler. Etwa 6 Millionen Menschen jüdischer Herkunft, viele von ihnen mit jiddischer Muttersprache, wurden zwischen 1941 und 1945 ermordet. Das hat der jiddischen Sprache ihre soziale Grundlage genommen. Vor 25 Jahren rechnete man mit etwa 2 Mio. Muttersprachlern, die meist ältere Leute waren. Heute sind es erheblich weniger.<sup>64</sup>

Isaak Baševiz Singer (1904–1991) erhielt 1978 den Nobelpreis für Literatur. Seit 1935 lebte er in New York. Sein gesamtes Œuvre hat er auf Jiddisch verfaßt. Bekannt wurde er durch die Übersetzungen seiner Werke ins Englische und andere ‚große‘ Sprachen. Sein Thema war die östliche Judenheit, die Verfolgungen, die sie über Jahrhunderte hinweg erlitten hat, und ihre spirituelle Verarbeitung dieser Verfolgungen. Singer wußte, daß er in einer sterbenden Sprache schreibt. Sein Schriftstellerkollege David Bergelson, der Anfang der 1950er Jahre in der Sowjetunion ermordet worden ist, sagte über einen anderen jiddischen Dichter: „Es kommt vor, daß einem Volk der Dichter wegstirbt, ihm aber war sein Volk weggestorben“. Salcia Landmann fährt fort:

Auch dem Dichter Isaac Bashevis Singer ist sein Volk weggestorben. Bald stirbt auch die Sprache, in der er schreibt. [...] Singers Werk ist ein erschütternder Abgesang auf die gemordete ostjüdische Welt, ein Requiem ganz besonderer Art: voll von bitterem Witz, von schallendem, bösem Gelächter, von wildem Aberglauben, von stiller Trauer, von demütiger Frömmigkeit und von nacktem Entsetzen.<sup>65</sup>

Was für eine Sprache ist dieses Jiddisch? Ist es überhaupt eine Sprache, oder ist es eher eine Neben- oder Tochtersprache des Deutschen, so wie Afrikaans eine Tochtersprache des Niederländischen und des Nieder-

deutschen ist, oder womöglich nur ein altertümlicher Dialekt des Deutschen, dessen Sprecher versäumt haben, beizeiten das Hochdeutsche als Standardsprache zu übernehmen? Waren Jiddisch und Hochdeutsch gegenseitig verständlich, oder mußten Sprecher des Jiddischen das Hochdeutsche als Fremdsprache lernen (und ggf. umgekehrt)? Wurde Jiddisch als Fremdsprache gelernt?

Die Anfänge jüdischer Gemeinden in Deutschland liegen in der Spätantike im Rheinland. Für das Jahr 321 n. Chr. ist eine jüdische Gemeinde in Köln bezeugt.<sup>66</sup> Es ist ungewiß, ob sie die Völkerwanderungszeit überdauerte. Sicher belegt sind jüdische Niederlassungen in Süd- und Westdeutschland in der karolingischen Zeit. Aus dem 10. Jh. stammen Nachrichten über jüdische Ansiedlungen in Böhmen. Neben dem Hebräisch-Aramäischen, der Sprache des religiösen Kults, brachten die ersten jüdischen Einwanderer galloromanische Dialekte aus Frankreich als Haus- und Umgangssprache in den deutschen Sprachraum mit. Doch sie germanisierten sich rasch und verwendeten die zeitgenössischen deutschen Dialekte in diesen Funktionen. Sprachliche Unterschiede zu ihrer nichtjüdischen Umgebung wiesen sie lediglich im Bereich des sakralen Wortschatzes und in einigen kulturell-technischen Fachgebieten auf, in denen sie romanische Terminologien verwendeten. Die Nähe des Jiddischen zum Deutschen beruht auf einer Vielzahl grammatischer und lexikalischer Übereinstimmungen und Parallelen. Dies beleuchtet auch der Sachverhalt, daß das Verb ‚übersetzen‘ im Jiddischen *tajtshen* bzw. *fartajtshen* lautet. Die Eigenbezeichnung der jüdischen Deutschen für ihre Sprache war *tajtsch*, manchmal auch *Jargon*, üblich waren auch *Jüdisch-Deutsch* oder *Juden-deutsch*.<sup>67</sup> Die Grundlage des Jiddischen ist das Mittelhochdeutsche.

Im Laufe des 12. und vor allem des 13. Jh. wandelte sich die politische, rechtliche und soziale Lage der europäischen und auch der deutschen Judenheit zum Schlechteren. Die kirchliche Verdammnis der Juden als Gottesmörder schuf ein Klima für vielerlei Diskriminierungen und mörderische Verfolgungen. Beispiele dafür sind der damals eingeführte Zwang, im Ghetto zu leben, und vielerlei rechtliche Schikanen, etwa die rigorose Beschränkung der Berufswahl. Das Laterankonzil verbot 1215 allen Juden, öffentliche Ämter wahrzunehmen, auch mußten sie sich besonders kleiden – der Judenstern ist keine Erfindung der Nazis. Doch noch im 13. Jh. konnte ein Jude als Minnesänger populär werden, nämlich Süßkind von Trimberg (ca. 1250–1300). Schon im 11. Jh. begann die mörderische Tradition der Judenpogrome in Europa, z. B. 1099 in Speyer, Mainz und Trier. Das Wort stammt aus dem Russischen; es kommt von dem Verb *pogromit* ‚zerbrechen‘.

1290 wurden die Juden aus England vertrieben, 1394 aus Frankreich, 1492 aus Spanien, 1496 aus Portugal. Viele von ihnen flohen in den islamischen Machtbereich. Im Zusammenhang mit der großen Pestepidemie 1347/48 kam es in Deutschland zu vielen blutigen Pogromen und Vertreibungen: allein zwischen 1347 und 1354 wurden 350 jüdische Gemeinden vernichtet. Zum Rückzugsgebiet wurden Böhmen, Polen, Litauen und östlich davon gelegene Gebiete. Die Schätzungen über die Zahl der in diesen Jahren nach Osten vertriebenen Juden gehen weit auseinander. Sie nahmen das Mittelhochdeutsche als Muttersprache mit.

Die zurückgebliebenen Juden schotteten sich seit dem 13. Jh. teils freiwillig, teils gezwungenermaßen innerhalb ihrer deutschen Umgebung ab. In den Städten bewohnten sie teils lediglich einen sog. Judenhof, teils einen oder zwei Straßenzüge, teils ganze Viertel, aber sie siedelten kaum mehr zerstreut neben christlichen Nachbarn. Diese Absonderung bewirkte, daß das Mittelhochdeutsch der Juden nicht mehr alle Entwicklungen zum Neuhochdeutschen hin mitmachte. Innerhalb des deutschen Sprachgebietes und im westlich und südlich angrenzenden romanischen Sprachgebiet entwickelte sich so das Westjiddische (*mayrev-yidish*; jidd. *mayrev* ‚Westen‘), im östlichen Mitteleuropa, also in slawisch- und baltischsprachiger Umgebung, entwickelte sich das Ostjiddische (*mizrach-yidish*; jidd. *mizrach* ‚Osten‘). Das Westjiddische entwickelte sich im Laufe des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit zur profanen Schrift-

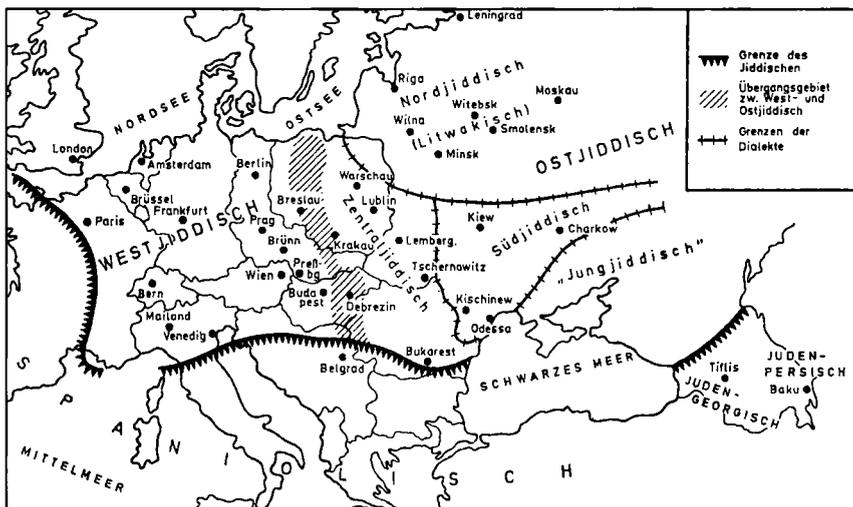


Abb. 1: Verbreitung des Jiddischen in Europa

sprache der deutschen Juden. Der älteste datierbare jüdischdeutsche Beleg stammt aus dem 12. Jh.<sup>68</sup> Das erste bedeutende westjiddische Prosawerk ist der *Ducus Horant* (1382), eine jüdisch-deutsche bzw. ‚urjiddische‘ Fassung eines Teils des Gudrun-Liedes. Es ist seine älteste erhaltene Fassung, denn die älteste überlieferte mittelhochdeutsche Fassung ist etwa 150 Jahre jünger. Entstanden ist der *Ducus Horant* möglicherweise in Regensburg, möglicherweise haben ihn vertriebene deutsche Juden in Ägypten aufgeschrieben.<sup>69</sup>

Der früheste bisher bekannte Bericht darüber, daß und wie sich das Jiddische vom Deutschen lautlich unterschied, findet sich in dem *Gewissen Bericht von der deutsch-hebräischen Schrift, deren sich die Juden bedienen* (1592) des Straßburger Theologen Elias Schadaeus. Er schrieb, daß die Juden fast allesamt auf nürnbergische oder fränkische Art die Vokale „grob aussprechen, sonderlich das a fast wie ein o“. <sup>70</sup> Auch Lexikographen haben sich im späten 16. Jh. mit dem Jiddischen beschäftigt: 1590 erschien in Krakau ein hebräisch-jiddisch-italienisches Vokabular im Druck, von dem heute allerdings kein Exemplar mehr erhalten ist.<sup>71</sup> Im 18. Jh. ging das Westjiddische allmählich zurück, doch noch Johann Wolfgang von Goethe hat 1760 als Elfjähriger das ‚Judendeutsche‘ lernen wollen und Privatunterricht genommen, obwohl er diese Sprache ziemlich ungünstig beurteilte.<sup>72</sup> Die erste philologische Beschreibung des Westjiddischen ist der *Thesaurus grammaticus linguae Sanctae Hebraeae* ‚Grammatik-Schatz der heiligen hebräischen Sprache‘ (1609) des Basler Gelehrten Johannes Buxdorf. Er enthält einen Anhang über *Usus et exercitatio lectionis Hebraeo-Germanicae* ‚Gebrauch und Lese-Übung des Hebräisch-Deutschen‘.<sup>73</sup> 1750 erscheinen die *Jüdisch-deutsche Grammatik* und der *Unterricht vom Nutzen des Judendeutschen* von W. Chr. J. Chrysander.<sup>74</sup> Einige weitere Arbeiten verfolgten missionarische Absichten: man beschäftigt sich mit den Juden und ihrer Sprache, um sie zu Christenmenschen zu machen. Dazu gehört der *Jüdische Schlangentalg* des Apostaten Friedrich Brenz (um 1600), eine Sammlung antisemitischer Greuelmärchen.<sup>75</sup>

Im Laufe des 18. Jh. wurden die politische und rechtliche Diskriminierung der deutschen Juden allmählich zurückgenommen. Dies ging einher mit einer extremen Abwertung des Jiddischen. Die jüdischen Aufklärer der *Haskalah*, die *Maskilim*, haben zu beidem wesentlich beigetragen. Der Philosoph Moses Mendelssohn erklärte das Jiddische zu einem kulturlosen Kauderwelsch, zum Jargon, und forderte dazu auf, es zugunsten der Landessprachen aufzugeben.<sup>76</sup> Soweit die *Maskilim* jiddisch publizierten – und das mußten sie, um ihr Publikum zu erreichen –, glichen

sie es möglichst stark ans Deutsche an. Dieser Vorgang der Assimilation, der in Mitteleuropa juristisch im 19. Jh. zum Abschluß kam, brachte die deutschen Juden wieder in engen und regelmäßigen Kontakt zu ihrer deutschsprachigen Umgebung. In der Goethezeit ist das Neuhochdeutsche die Alltagssprache der deutschen Juden geworden, das Westjiddische, die *mameloschn*, erlosch.

Neben tatsächlichem Jiddisch wurden immer auch Mischformen von Jiddisch und zeitgenössischem Deutsch verwendet, die linguistisch kaum erfaßt sind, aber literarisch vielfach dokumentiert wurden: das sog. Jüdeln. Es ist die Sprachform, in der viele Rebbewitze erzählt und aufgeschrieben wurden, die Sprachform, in der Antisemiten wie Gustav Freitag jüdische Romanfiguren verächtlich machten und in der ein Kosmopolit wie Karl Kraus jüdische Geschäftemacher und Kriegsgewinnler in seinem Drama *Die letzten Tage der Menschheit* zum Gespött werden ließ. Auch die Sondersprachen der fahrenden Leute aller Art, die man als *Rotwelsch* bezeichnet, haben vieles dem Jiddischen entnommen. Sie sind in Deutschland seit dem 16. Jh. dokumentiert (Kap. 5.8.).

Anders verlief die Entwicklung des Ostjiddischen, dessen Sprecher außerhalb des deutschen Sprachraums lebten und keine regelmäßigen, direkten sprachlichen und kulturellen Kontakte mehr zu ihm hatten. Salscia Landmann schreibt:

Ihre Form, ihre volle Prägung jedoch gewann sie [die jiddische Sprache] erst nach der Flucht der deutschen Juden nach dem slawischen Osten, nach ihrer Ablösung und Abtrennung vom deutschen Sprachraum. Denn inmitten der slawischen Bevölkerung hielten die Juden im Osten an der deutschen Sprache fest. [...] Hier [...] im Osten wurde das armselige, mit hebräischen Brocken versetzte Deutsch des deutschen Ghettos zur eigenen, zur wirklichen Sprache. Hier erhielt es Nuance und Farbe aus der slawischen Umwelt. Hier bekam es Schliff, Eleganz und Schärfe [...].<sup>77</sup>

Die Identifikation der östlichen Judenheit mit ihrer Sprache war stärker und hielt länger; bei ihr ist im 19. und 20. Jh. Weltliteratur entstanden. Auch die östlichen Juden mußten schlimme Verfolgungen erdulden, z. B. in der Mitte des 17. Jh., als die Kosaken des Hetmans Bogdan Chmelnicki die ukrainische Judenheit fast vollständig auslöschten. Diese periodischen Verfolgungen führten zu Rückwanderungsbewegungen nach Westen. Das bewirkte die Verstärkung des Sprecherkontingents des Jiddischen in Deutschland. Es führte aber auch zur Beeinflussung des Westjiddischen durch Ostjiddisches, denn viele der Rückwanderer wurden im Westen als Rabbiner und Lehrer tätig.<sup>78</sup> Die aschkenasischen Juden haben im 19. Jh., als sich auch in Rußland und im Osten des

Habsburgerreichs ein modernes Bildungswesen zu entwickeln begann, fast immer das Deutsche als Bildungssprache gewählt – nicht das Russische. Ob man davon sprechen kann, daß sie das Deutsche als Fremdsprache erworben haben, scheint mit zweifelhaft. Sie haben jedenfalls den Status des Deutschen als Bildungssprache und großräumige Verkehrssprache in Mittel- und Osteuropa vom 18. bis ins 20. Jh. nachhaltig gestärkt.

Vielfach wurde darüber räsoniert, daß das Jiddische eine Mischsprache sei. Ein sarkastisches *Aperçu* der Zeit um 1900 lautete so: „Hebräisch ist die Sprache der Juden, aber sie ist tot; Jiddisch wird von den Juden zwar gesprochen, ist aber keine Sprache.“<sup>79</sup> Natürlich ist das Jiddische eine Mischsprache, ebenso wie das Englische, das Französische und das Deutsche Mischsprachen sind: was wären sie alle ohne ihr lateinisches und griechisches Erbe? Alle Sprachen sind nämlich Mischsprachen. Sprachen, die niemals dem Einfluß anderer Sprachen ausgesetzt waren oder sind, kann man sich allenfalls theoretisch vorstellen. Insofern ist diese (ziemlich ideologische) Fragestellung anachronistisch.

Die Grundlage des Jiddischen ist das mittelalterliche Deutsch, das Mittelhochdeutsche. Etwa 75% des jiddischen Wortschatzes stammt aus dem Ober- und Mitteldeutschen, namentlich aus rheinfränkischen Dialekten. Laut- und Formensystem, Wortbildungsmittel und Syntax sind mittelhochdeutsch geprägt. Vor allem im Wortschatz gibt es Hebraismen, die im Geschriebenen dadurch auffallen, daß sie unvokalisiert bleiben. Ihr Anteil wird auf etwa 15% geschätzt. Dieser Teilwortschatz ist die wesentliche Quelle für die Entlehnungen anderer Sprachen aus dem Jiddischen: im Deutschen z. B. *Schickse*, *Moos*, *Pleite*, *schofel*, *mies*, *schicker*, *schmusen*, *schäkern*, *schnorren*, *meschugge*. Vielfach sind sie lautlich, silbenstrukturell und morphologisch stark ‚ingedeutscht‘, d. h. ans Jiddische adaptiert. Ein Beispiel dafür ist die Tendenz zur Anwendung des germanischen Initialakzents auf hebräische Wörter mit Endakzent, was vielfach die Schwächung von Nebentonsilben nach sich zog. So wurde hebr. *kli-sémer* ‚Musikinstrument‘, pl. *kle-sémer* zu jidd. *klésmer* ‚Musikant‘, pl. *klesmórim* nach dem Muster der deutschen nomina agentis auf *-er* (*Schuster*, *Lehrer*). Im Hebräischen wäre die jiddische Pluralform unverständlich und eine morphologische Barbarei. Es wäre so, als würde man im Deutschen als Plural von *Haustür* *Häusertür* und nicht *Haustüren* verwenden. Allerdings wurde *klesmer* jüngst aus dem Jiddischen ins Neuhebräische und viele andere Sprachen entlehnt, um eine populäre Musikform zu bezeichnen.<sup>80</sup>

Die hebräisch-aramäischen Teilbestände des Jiddischen sind nicht gräzisiert wie im Deutschen, das sie über das Griechische und Lateini-

sche übernommen hat. In diesen beiden Sprachen fehlt der Asch-Laut [ʃ], und deshalb stehen jidd. *Schlojme* neben dt. *Salomon*, *Schmuel* neben *Samuel*, *Schabbes* neben *Sabbat*. Daneben stehen einige wenige Galizismen, z. B. *leyenen* ‚(laut) lesen‘, *bentschn* ‚segnen‘ < lat. *benedicere* ‚dass.‘ und, im Ostjiddischen, Slavismen. Ihr Anteil wird auf etwa 10% taxiert. Beispiele sind *nebekh/nebbich* ‚leider, Gott bewahre; Nichtigkeit‘ (russ. *ne boga*), *babe* ‚Großmutter‘, *profesyoneler farajn* ‚Gewerkschaft‘ (russ. *professional’nyj sojuz*).<sup>81</sup> Der aus dem Deutschen stammende Löwenanteil des jiddischen Wortschatzes tritt allerdings teilweise in Formen und Bedeutungen auf, die aus neuhochdeutscher Perspektive archaisch sind. Vielfach haben sich auch Bedeutungsverschiebungen ergeben, die das entsprechende deutsche Wort nicht mitgemacht hat. Auch in Wortbildung, Flexion und Syntax gibt es deutliche Differenzen zwischen den beiden Sprachen.

Man periodisiert die jiddische Sprachgeschichte in Urjiddisch (bis zum 14. Jh.), was ein sehr problematischer Begriff ist, weil Ursprachen i.d.R. Rekonstruktionen prähistorischer Sprachzustände auf der Basis späterer Belege sind (z. B. Urgermanisch, Urslavisch). Besser sollte man von Vorjiddisch sprechen: in der fraglichen Epoche waren die Unterschiede zu den synchronen deutschen Dialekten minimal.<sup>82</sup> Für das 14.–17. Jh. wird das Altjiddische angesetzt, danach manchmal das Mitteljiddische (16./17. Jh.) und schließlich das Neujiddische (seit dem 18. Jh.).

Im folgenden gebe ich einen groben Abriß wichtiger Eigenschaften der Phonologie und der Flexionsmorphologie des Ostjiddischen. Wesentlich für die Entwicklung vom Mittelhochdeutschen zum Altjiddischen waren die Entrundung der Vordervokale (z. B. mhd. *jûde* > altjidd. *yid*), die Hebung des langen Zentralvokals *â* > *ô/û* (z. B. mhd. *zwahen/zwân* > altjidd. *tsvo:gn/tsvu:gn* ‚die Hände waschen‘, die Diphthongierung von *ô* > *ou*, im Westjidd. weiter zu /oi/, im Ostjidd. zu /ei/, z. B. altjidd. *tout* > *toit, teit* ‚tot‘), die sog. Brechung, d. h. die Frontalisierung des fallenden hinteren Diphthongs (z. B. mhd. *buox* > altjidd. *buæx*, ‚Buch‘), die Diphthongierung (fallend) von kurzem /i/ (z. B. mhd. *iç* > altjidd. *iæx* ‚ich‘) und in Nebentonsilben die Tendenz zur Vokalreduktion wie im Deutschen. Auch die Diphthongierung alter Langvokale erfolgt im wesentlichen parallel zum Mittelhochdeutschen (z. B. mhd. *hûs* > altjidd. *hys*, neujidd. *haus, hois* ‚Haus‘, mhd. altjidd. *wîp* > neujidd. *vaiB, varb* ‚Weib, Frau‘. Der Konsonantismus ist von der 2. Lautverschiebung erfaßt (wie in den oberdeutschen Dialekten), im nördlichen Ostjiddisch mit Einschränkungen wie in den mitteldeutschen Dialekten, z. B. neu-

jidd. *kop*, *apl*, *ferd* ‚Kopf, Apfel, Pferd‘. /h : x/, /s : z/ haben Phonemstatus, z. B. *halə* ‚Halle‘ : *xalə* ‚eine Art Kuchen‘, *sax* ‚viel‘ : *zax* ‚Sache‘.

Im West- und Ostjiddischen gibt es – wie im Deutschen – drei Genera: *der*, *di*, *dos*; Pl. *di*, im Litwakischen aber nur zwei (vermutlich unter Einfluß des Litauischen): zentraljidd. *dos ferd*, litwak. *der ferd*. Das Ostjidd. hat sechs Deklinationsklassen. Parameter ist die Pluralbildung. Das Kasussystem des Ostjidd. ist gegenüber dem des Neuhochdtd. reduziert: nur der Genitiv wird am Substantiv markiert, und zwar mit -s in beiden Numeri, *dem jidns* ‚des Juden‘, *dem sheynem mans* ‚des schönen Mannes‘, *der guter froys* ‚der guten Frau‘. Durch die Artikel *dem* bei Maskulina und Neutra oder *der* bei Feminina und ggf. das Suffix des Adjektivs kennzeichnet man den Dativ, z. B. *dem jidn* ‚dem Juden‘, *dem sheynem man* ‚dem schönen Mann‘, *der guter froy* ‚der guten Frau‘. Es gibt sechs Klassen unregelmäßiger Verben, die denen des Deutschen sehr ähnlich sind, es gibt Präteritopräsentia, z. B. *veys* – *gevust*, und es gibt zwei Klassen regelmäßiger Verben, die sich durch das Vorhandensein eines Schwa-Suffixes in der 1. Pers. Sg. Praes. voneinander unterscheiden, z. B. *shikn* > *ix shik* ‚schicken‘, *strashen* > *ix strashe* ‚erschrecken‘, russ. *straš* ‚Schrecken‘). Das Pronomen der 2. Pers. Sg. wird – wie im Mhd. und Frnhd. auch – häufig klitisiert, z. B. *du strashenst* > *strashenstu* ‚du erschrickst‘. Wie im Oberdeutschen ist im Jiddischen der Präteritumsschwund zu beobachten. Die Konjunktivbildung erfolgt analytisch mit dem Hilfsverb *volt* (< *veln* ‚wollen‘), z. B. *ix volt gebrengt* ‚ich brächte, würde bringen‘. Das Perfekt wird – wie im Deutschen – mit *hobn* oder *zayn* und dem Partizip II gebildet, z. B. *ix hob geshikt*, *ix bin gegangen*. Zum Ausdruck der Vorvergangenheit verwendet man *hobn* oder *zayn* und das Partizip II von *hobn* oder *zayn*, also *hobn gehat* oder *zayn gevesn/gewen* sowie das Partizip II des Vollverbs, z. B. *ix hob gehot geshikt*, *ix bin gewen gegangen*. Wörtlich übersetzt entspricht das ‚ich habe geschickt gehabt‘ und ‚ich bin gegangen gewesen‘, beides Konstruktionen, die es auch im Deutschen gibt.<sup>83</sup> Das Futur I bildet man mit dem Hilfsverb *veln/vern* und dem Infinitiv des Vollverbs, das Futur II mit dem Hilfsverb *veln hobn* und dem Partizip II, z. B. *ix vel hobn geshikt* ‚ich werde geschickt haben‘. Anders als im Deutschen gibt es im Jiddischen eine grammatikalisierte Form zum Ausdruck der iterativen Aktionsart, nämlich *fleg* + Inf., z. B. *ix fleg shikn* ‚ich pflege zu schicken, schicke immer wieder‘.

Viel genauer kann man das alles in den maßgeblichen Grammatiken und Sprachgeschichten nachlesen.<sup>84</sup> Die vorstehenden Abschnitte sollten einen Eindruck davon vermitteln, daß das moderne Ostjiddisch erhebli-

che Unterschiede zum Neuhochdeutschen aufweist. Damit ist die erste der eingangs gestellten Fragen beantwortet: das moderne Ostjiddisch ist zweifellos eine eigenständige Literatursprache. Gleichzeitig ist es eine Tochtersprache des mittelalterlichen Deutsch: es hat sich aus dem Mittelhochdeutschen entwickelt, genauso wie die ober- und mitteldeutschen Dialekte. Dazuhin hat es sein hebräisch-aramäisches und sein eigenständiges romanisches Erbe bewahrt und tradiert. Auch das unterscheidet es vom Deutschen. Als Nebensprache kann man es nicht bezeichnen; dieser Ausdruck ist kein Terminus. Er birgt eine gefährliche Wertung. Man sollte allenfalls den Ausdruck Schwestersprache verwenden, der allerdings auch kein Terminus ist. Für das ältere Jiddisch liegen die Dinge insofern anders, als die strukturelle und lexikalische Distanz zum Deutschen immer geringer wird, je weiter man in der Geschichte zurückgeht. Im Mittelalter und in der frühen Neuzeit war das Jiddische ein Dialekt des Deutschen, eben der Dialekt der deutschen Juden. Jiddisch und Mittelhochdeutsch bzw. Frühneuhochdeutsch waren zweifellos gegenseitig verständlich, Sprecher des Jiddischen mußten das Mittelhochdeutsche und das Frühneuhochdeutsche nicht als Fremdsprachen lernen. Das Westjiddische hatte sich bis zum 18. Jh. noch nicht so weit von Neuhochdeutschen entfernt, daß es notwendig gewesen wäre, die Emanzipation der deutschen Juden mit Sprachunterricht zu begleiten; jedenfalls sind mir keine Berichte darüber bekannt. Den Schritt zur eigenständigen Sprache ist das Ostjiddische gegangen, doch auch seine Nähe zum Neuhochdeutschen war so groß, daß die Sprecher beider Sprachen sich ohne nennenswerte Mühe miteinander verständigen konnten. Ob das Ostjiddische in der Zeit vor 1700 von Polen, Litauern oder Ukrainern in größerem Maß als Fremdsprache gelernt und verwendet worden ist, weiß ich nicht, aber ich halte es nicht für ganz unwahrscheinlich. Das Jiddische ist jedenfalls Quellsprache vieler lexikalischer Entlehnungen des Polnischen, Litauischen und Ukrainischen. Das Jiddische war eine Brückensprache: vom Deutschen zum Slavischen und Baltischen, vom Slavischen und Baltischen zum Deutschen. Diese Brücke ist verbrannt.

## Anmerkungen

- 1 W. Breuer, in: Rhein. VjBll. 37, 1973, S. 329.
- 2 Th. Frings – G. Lerchner, Niederländisch und Niederdeutsch, 1966, S. 70. Vgl. dazu J. Goossens, Ausgewählte Schriften, 2000, S. 197–212.
- 3 Auch die weitläufige Problematik der Ethnogenese der Deutschen (und der Franzosen) und die Entwicklung der Bezeichnungen für ihre Sprache(n) und ihrer

- Volksbezeichnungen kann hier nicht erörtert werden; vgl. die gelehrte Quellensammlung von F. Vigner, *Bezeichnungen für Land und Volk der Deutschen*, 1901, die Arbeiten von L. Weisgerber, *Deutsch als Volksname*, 1953, und in: *Der Volksname Deutsch*, 1970, sowie F. Stark, *Zauberwelt der deutschen Sprache*, 1995, S. 86–93. Diese Problematik wird neuerdings von Fachhistorikern wieder ausführlich und mit großer methodischer Sorgfalt diskutiert, ist aber für das Thema dieses Buches nicht von großer Bedeutung. Vgl. H. Thomas, in: *Nord und Süd in der deutschen Geschichte des Mittelalters*, 1990, S. 19–50; B. Schneidmüller, in: *Nomen et gens*, 1997, S. 140–156.
- 4 Berthold von Regensburg, *Predigten*, XVII. Ed. Pfeiffer. S. 250 Z. 38 f., S. 251 Z. 1–5, 25–27.
- 5 J. Muller, *De Uitbreiding van het Nederlandsch Taalgebied*, 1939, S. 13.
- 6 Hugo von Trimberg, *Der Renner*. Ed. Ehrismann/Schweikle, 1908–1911/1970, v. 22265–22292. Für die Übersetzung dieser Passage danke ich Nikolaus Ruge. Vgl. dazu P. v. Polenz, *Deutsche Sprachgeschichte*, I, 1991, S. 82; F. Hartweg – K.-P. Wegera, *Frühneuhochdeutsch*, 1989, S. 13; H. Weber, in: *Histoire, épistémologie, langage*, 1987, S. 117; A. Gardt, *Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland*, 1999, S. 22 f. *Bezeichnungen für die Sprachen bzw. Dialekte Ober- bzw. Niederdeutschlands seit dem Spätmittelalter* hat P. v. Polenz, *Deutsche Sprachgeschichte*, I, 1991, S. 281 zusammengestellt.
- 7 Das Adjektiv *welsch* ‚romanisch‘ und davon abgeleitete Lexeme (*Welscher*, *welschen*, *Kauderwelsch* usw.) haben in Deutschland pejorative Konnotationen (anders als in der Schweiz). Sie werden in diesem Buch ohne weitere Kommentare als Zitatwörter verwendet, da es albern wäre, sie aus Gründen der politischen Korrektheit zu meiden. Das Etymon ist im Ahd. als *wal(ah)isc*, im Mhd. als *wal(hi)sch*, *wel(hi)sch* belegt, ebenso im Engl. (ae. *wilisc* ‚fremd, nicht-englisch‘, *wealh* ‚Fremder, Kymrer, Kelte‘, ne. *welsh* ‚kymrisch‘), den nordischen Sprachen und im Niederländischen (neundl. *waals* ‚wallonisch‘).
- 8 Vgl. F. Hartweg – K.-P. Wegera, *Frühneuhochdeutsch*, 1989, S. 12–17. Von Interesse mag der Hinweis sein, daß man im Mittelalter im Süden wenig über den Norden wußte und sich nicht sonderlich für ihn interessierte, was umgekehrt ebenso gilt, wie R. Sprandel (in: *Nord und Süd in der deutschen Geschichte des Mittelalters*, 1990, S. 219–230) an historiographischen Quellen gezeigt hat.
- 9 Vgl. J. Goossens, *Was ist Deutsch?*, 1971; G. de Smet, in: *Rhein. Vjbl.* 37, 1973, S. 315–327; W. Breuer, *ibid.*, S. 328–347 mit vielen Belegen; H. Taubken, *Niederdeutsch, Niederländisch, Hochdeutsch*, 1981, S. 40–44; P. v. Polenz, *Deutsche Sprachgeschichte*, I, 1991, S. 82 f.; H. Westheide, *Trügerische Nähe*, 1997, S. 82–88.
- 10 Vgl. U. Ammon, *Die Stellung der deutschen Sprache*, 1991, S. 19–27.
- 11 Lat. *dieta* < *diaeta* ‚geregelt Lebensweise; Aufenthaltsort, Wohnung‘ < griech. *δίαιτα* ‚Lebensweise‘.
- 12 G. de Smet, in: *Rhein. Vjbl.* 1973, S. 322; Zitat aus dem *exercitium puerorum grammaticale* in: J. Müller, *Quellenschriften*, 1882/1969, S. 18.
- 13 Cit. nach J. Müller, *Quellenschriften*, 1882/1969, S. 64.
- 14 Eine Reihe von Belegen aus der Zeit um 1500 bei A. Bach, *Geschichte der deutschen Sprache*, 1970, S. 273 f.; G. de Smet, in: *Rhein. Vjbl.* 1973, S. 319 f.; F. Hartweg – K.-P. Wegera, *Frühneuhochdeutsch*, 1989, S. 28; A. Lasch, *Mnd. Grammatik*, 1914, S. 5 f.; H. Taubken, *Niederdeutsch, Niederländisch, Hoch-*

- deutsch, 1981, S. 41; H. Eickmans, Gerard van der Schueren: *Teuthonista*, 1985, S. 2 Anm. 6.
- 15 M. Luther, Tischreden. 1532. Cit nach P. von Polenz, Dt. Sprachgeschichte I, 1991, S. 175 f.
- 16 Nachdruck 1979, A3<sup>f</sup>. Vgl. J. Müller, Quellentexte, 1882/1969, S. 94; A. Bach, Geschichte der deutschen Sprache, 1970, S. 248–270; A. Gardt, Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland, 1999, S. 53.
- 17 Ed. Müller-Fraureuth, 1895, B7 b, B8 (S. 38 f).
- 18 F. Claes, List van Nederlandse woordenlijsten en woordenboeken, 1974, S. 10.
- 19 F. Claes, List van Nederlandse woordenlijsten en woordenboeken, 1974, S. 9; Ders., in: HL 1988, S. 26–32.
- 20 Twe-spraak vande Nederduitsche letterkunst. Ed. Dibbets, 1985, z. B. S. D3<sup>v</sup> (S. 163 f.): „Maar de Hoochduitschen ende Latynen (zo ghezeyt is) de *eu* in *neuter* ende *Hooghteutsch* tot een ander gheklank ghebrykende [...]“ [„Doch die Hochdeutschen und die Lateiner (so sagt man) sprechen das *eu* in *neuter* und *Hochdeutsch* anders aus [...]“; S. D3<sup>v</sup> (S. 167): „doch is my niet onbekend dat zy [die Westfalen] hier in den Overlanders volghen [...]“ [„doch ist mir nicht unbekannt, daß sie hierin den Oberländern folgen [...]“]. Vgl auch ebd. S. 501–511.
- 21 Ibid. S. A2<sup>r</sup> (S. 53).
- 22 Ibid., Belegstelle in Originalseitenzählung S. 110 (S. 317).
- 23 Ibid.
- 24 S. Stevin, De Beghinselen der Weeghconst, 1586, S. bb; cit. nach U. Bornemann, Anlehnung und Abgrenzung, 1976, S. 105.
- 25 M. Opitz, Teutsche Poemata, 1902, S. 25.
- 26 J. G. Schottelius, Ausführliche Arbeit, 1663, S. 22.
- 27 P. Fleming, Deutsche Gedichte, I, 1965, S. 371.
- 28 U. Bornemann, Anlehnung und Abgrenzung, 1976, S. 49–59.
- 29 Cit. nach H. Westheide, Trägerische Nähe, 1997, S. 53.
- 30 N. Wimman, *Navigationis maris arctoi, id est Balthici et sinus Codani descriptio* ‚Beschreibung der Schiffahrt auf dem Nordmeer, d. h. der Ostsee und des Codanischen Meerbusens‘, Basel 1550, cit. nach J. Bientjes, Holland und der Holländer im Urteil deutscher Reisender, 1967, S. 17.
- 31 Sudelbücher H 166 (1784–1788). Ed. Promies, 1998, S. 202. Weitere Beispiele bei S. Schmidt, Die Niederlande und die Niederländer, 1963, S. 63–68; J. Bientjes, Holland und der Holländer im Urteil deutscher Reisender, 1967, S. 139–145; H. Westheide, Trägerische Nähe, 1997, S. 79–81.
- 32 S. Schmidt, Die Niederlande und die Niederländer, 1963, S. 60, 100–103, 115 Anm. 298; J. Bientjes, Holland und der Holländer im Urteil deutscher Reisender, 1967, S. 230.
- 33 U. Bornemann, Anlehnung und Abgrenzung, 1976, S. 53. *Gouden Eeuw* ‚goldenes Jahrhundert‘; gemeint ist das 17. Jh..
- 34 Grund-richtig-vollkommene [...] Nider-Teutsch / oder Holländische Grammatica [...], 1716; Das Königliche Nider-Hoch-Teutsch / und Hoch-Nider-Teutsch Dictionarium, 1719. Vgl. auch C. de Vooy, in: De nieuwe Taalgids, 1943, S. 33–41; Th. van Els – M. Knops, in: HL 1988, S. 307; N. Osselton, in: HSK 5.3, 1991, S. 3037 f.; L. Bray, Matthias Kramer et la lexicographie française, 2000, S. 11 f.

- 35 Matthias Kramer, Grund-richtig-vollkommene Nider-Teutsch / oder Holländische Grammatica [...], Neuauflage 1755, S. )( 3.
- 36 D. Morhof, Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie (Kiel 1682), 1969, S. 35. Vgl. dazu auch H. Westheide, Trügerische Nähe, 1997, S. 53.
- 37 J. Muller, De Uitbreiding van het Nederlandsch Taalgebied, 1939, S. 107 Anm. 2; W. Sanders, Sachsensprache, 1982, S. 21; Th. van Els – M. Knops, in: HL 1988, S. 307.
- 38 J. Muller, De Uitbreiding van het Nederlandsch Taalgebied, 1939, S. 18; U. Bornemann, Anlehnung und Abgrenzung, 1976, S. 105; G. de Smet, in: Rhein. Vjbl. 37, S. 324–326.
- 39 Etwa die *Nederduydsche Spellinge* von Jacob van de Schueren, 1612, die die Orthographie des Niederländischen beschreibt. Dort werden *Nederlandsche* und *Overlandsche* [Letteren] einander gegenübergestellt (S. 10).
- 40 Cit. nach U. Bornemann, Anlehnung und Abgrenzung, 1976, S. 37.
- 41 J. Schottelius, Ausführliche Arbeit, 1663, S. 1169.
- 42 Ibid. S. 41. Vgl. zu Schottelius' Auffassungen zum Verhältnis zwischen Hoch- und Niederdeutsch auch: H. Takada, Grammatik und Sprachwirklichkeit 1640–1700, 1998, S. 29–59.
- 43 Anders B. Christensen (in: Hochdeutsch in Skandinavien, 2000, S. 138), nach deren Meinung am Reichskammergericht in Speyer „die niederdeutsche Sprache nicht verstanden wurde.“ Ich nehme an, daß die Verständlichkeit niederdeutscher Schriftstücke in Süddeutschland pragmatisch von Fall zu Fall geklärt wurde.
- 44 W. Lindow, in: Fs. G. Cordes, II, 1976, S. 182.
- 45 E. Pitz, Ein niederdeutscher Kammergerichtsprozeß von 1525, 1969, S. 116.
- 46 P. v. Polenz, Deutsche Sprachgeschichte, I, 1991, S. 288.
- 47 U. Bornemann, Anlehnung und Abgrenzung, 1976 zitiert eine Reihe von Belegen für *lingua belgica* ‚belgische Sprache‘, z. B. einen Brief des Heidelberger Gelehrten Hundemann von 1626, wo von *lenissimo Belgici idiomatis usu* ‚allerleichtestem Gebrauch der belgischen Sprache‘ die Rede ist (S. 41). Weitere (unklare) Bezeichnungen zitiert er auf S. 105. *Lingua quâ tota haec inferior Germania utitur* findet sich als Sprachbezeichnung im Titel des *Dictionarium triglotton* ‚dreisprachiges Wörterbuch‘ von Joannes Servilius (Antwerpen: Joannes Steelius 1545), ein alphabetisches Wörterbuch des Lateinischen, Griechischen und Niederländischen, das mehrere Auflagen erlebte (Claes 1974, Nr. 123 u.ö.).
- 48 F. Watson, The Beginning of Teaching Modern Subjects in England, 1909, S. 501; vgl. auch D. Blamires, in: German Life and Letters, 1990, S. 103.
- 49 E. Llewellyn, The Influence of Low Dutch, 1936, S. IV. Die Einsicht, daß das Friesische aus historischen wie aus strukturellen Gründen eine selbständige westgermanische, vom Niederdeutschen wie vom Niederländischen abzugrenzende Sprache ist, war ihm offenbar noch fremd.
- 50 J. Bense, A Dictionary of the Low Dutch Element, 1939, S. XV.
- 51 F. Vigener, Bezeichnungen für Land und Volk der Deutschen, 1901, S. 106–110, 113–115, 172–175; K. Zimmermann, in: Romanistische Forschungen, 1911, S. 225–230; F. Stark, Zauberwelt der deutschen Sprache, 1995, S. 86–93.
- 52 P. Lardet, in: Lexicon grammaticorum, 1996, S. 124 f.
- 53 C. Bovillus, Sur les langues vulgaires [...]. Ed. Dumont-Demaizière, 1973, S. 44 f. des Faksimiles.

- 54 C. Bovillus, *Sur les langues vulgaires [...]*. Ed. Dumont-Demaizière, 1973, Zitate S. 24, 34, 38, 43–45 des Faksimiles.
- 55 P. Lévy, *La langue allemande en France*, I., 1950, S. 99.
- 56 K. Zimmermann, in: *Romanistische Forschungen*, 1911, S. 276. Weitere Beispiele *ibid.* S. 278 f.
- 57 D. Martin, *Frantzösische und Teutsche Sprichwörter*, 1627, S. 51; G. Küffner, *Die Deutschen im Sprichwort*, 1899, S. 37, Nr. 185 f.
- 58 V. Winge, in: *Hochdeutsch in Skandinavien*, 2000, S. 147. Dort sind einige weitere (negative) dänische Wortbildungen mit den Wortstämmen *tysk-* und *prejs-*, 'preußisch' aufgeführt.
- 59 S. Schmidt, *Die Niederlande und die Niederländer*, 1963, S. 13; vgl. auch W. Radczun, *Das englische Urteil über die Deutschen*, 1933, S. 56, 101–103.
- 60 P. Amelung, *Das Bild des Deutschen*, 1964, S. 173. Zur Frage ‚nationaler‘ Vorurteile im Mittelalter vgl. L. Schmutge, in: *Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters*, 1982, S. 439–459.
- 61 G. Stökl, in: *Europa im XV. Jh., von Byzantinern gesehen*. Ed. Ivánka, 1965, S. 159 f. Vgl. weiterhin H. Ludat, in: *1855–1955. Hundert Jahre Zs. des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde*, 1955, S. 71–84. In deutschen Chroniken finden sich allerdings Berichte über Besuche aus Rußland bereits im 10. und 11. Jh., vgl. J. Brutzkus, in: *Zs. für die Geschichte der Juden in Deutschland*, 1931, S. 101.
- 62 A. Brückner, *Geschichte Russlands bis zum Ende des 18. Jh.*, I, 1896, S. 56; B. Conrad-Lütt, in: *Deutsche und Deutschland aus russischer Sicht*, 1989, S. 155–157.
- 63 Dies umso mehr, als J. Goossens (*Was ist Deutsch – und wie verhält es sich zum Niederländischen?*, 1972, S. 7) mit Recht beklagt hat, daß das seinerzeit maßgebliche Lehrbuch des Deutschen als Fremdsprache, „der Schulz-Griesbach“, über mehrere Auflagen hinweg eine unrichtige Darstellung dieser Frage enthielt und sie weltweit verbreitete.
- 64 M. Weinreich, *History of the Yiddish language*, 1980; C. Hutterer, *Die germanischen Sprachen*, 1975, S. 350.
- 65 S. Landmann, *Jiddisch. Das Abenteuer einer Sprache*, 1986, S. 10, Zitat Berelson *ibid.* S. 9 f.
- 66 B. Simon, *Jiddische Sprachgeschichte*, 1993, S. 7.
- 67 Vgl. zur Terminologie C. Hutterer, *Die germanischen Sprachen*, 1975, S. 351; M. Weinreich, *History of the Yiddish language*, 1980, S. 315–317; S. Birnbaum, *Die jiddische Sprache*, 1986, S. 1–22; B. Simon, *Jiddische Sprachgeschichte*, 1993, S. 46–65.
- 68 C. Hutterer, *Die germanischen Sprachen*, 1975, S. 350; B. Simon, *Jiddische Sprachgeschichte*, 1993, S. 7.
- 69 S. Landmann, *Jiddisch. Das Abenteuer einer Sprache*, 1986, S. 92.
- 70 Cit. nach B. Simon, *Jiddische Sprachgeschichte*, 1993, S. 57. Im 18. Jh. erschien eine ganze Reihe von Lehrbüchern für das Jiddische, vielfach mit Titeln wie *Jüdischer Dolmetscher* oder *Jüdischer Sprachmeister*; vgl. Schröder 2001, Nr. 256–259, 288.
- 71 Schröder 2001, Nr. 268.
- 72 S. Schreiner, *Sprachenlernen in Lebensgeschichten der Goethezeit*, 1992, S. 69–73.

- 
- 73 Schröder 2001, Nr. 272.  
74 Schröder 2001, Nr. 277 f.  
75 S. Landmann, *Jiddisch. Das Abenteuer einer Sprache*, 1986, S. 102.  
76 *Ibid.*, S. 53, 106.  
77 *Ibid.*, S. 19.  
78 *Ibid.*, S. 52; B. Simon, *Jiddische Sprachgeschichte*, 1993, S. 9.  
79 Cit. nach L. Baier, in: *Ostwestpassagen. Kulturwandel – Sprachzeiten*, o.J., S. 75.  
80 B. Simon, *Jiddische Sprachgeschichte*, 1993, S. 42, 96.  
81 Vgl. *ibid.* S. 84, 98, 107–113.  
82 C. Hutterer, *Die germanischen Sprachen*, 1975, S. 351.  
83 Vgl. H. Glück – W. Sauer, *Gegenwartsdeutsch*, 1997, S. 62 f.  
84 C. Hutterer, *Die germanischen Sprachen*, 1975, S. 347–361; S. Birnbaum, *Die jiddische Sprache*, 1986, S. 39–67, 85–100; D. Katz, *Grammar of the Yiddish Language*, 1987; S. Birnbaum, *Grammatik der Jiddischen Sprache*, <sup>5</sup>1988, S. 11–70; J. Weissberg, *Jiddisch*, 1988; E. Fal'kovič, in: *Russko-evrejskij (idiš) slovar'*, 1989, S. 666–715.

## 4. Vorgeschichte und älteste Berichte

### 4.1. Völker- und Sprachenwanderungen in der Spätantike und im Mittelalter

In der Spätantike und im Frühmittelalter war in den Teilen des römischen Reiches, die von germanischen Eroberern unterworfen worden waren, in der Anfangsphase direkter Sprachkontakt gegeben. Er führte über eine Periode der Zweisprachigkeit bei den neuen Herren nach wenigen Generationen zu ihrer Assimilation an die Substratsprachen. Dies war der Fall bei den Goten, Langobarden und Franken, die dem Italienischen einen Teil seines germanischen Erbes beschert haben<sup>1</sup>, in geringem Maße auch bei den Goten auf der iberischen Halbinsel, namentlich aber bei den Franken, den Burgundern und den Alemannen in der Galloromania. Diese germanischen Sprachen müssen vom Deutschen unterschieden werden, das frühestens für das 9. Jh. als zusammenfassende Bezeichnung für fränkische, thüringische, alemannische und bairische Dialekte sinnvoll ist (,Althochdeutsch‘). Für die Zeit davor wäre allenfalls von ,Fränkisch (Langobardisch usw.) als Fremdsprache‘ zu sprechen. Die folgende, sehr knappe Skizze soll zeigen, daß die Romanen und später die Westslaven schon auf eine lange Geschichte von – für sie häufig unerfreulichen – Begegnungen mit Germanen und germanischen Sprachen zurückblicken konnten, bevor ihnen in den Deutschen ein neuer Nachbar und im Deutschen eine neue Nachbarsprache erwuchs.

Um die Zeitenwende mißlang den Römern der Versuch, das Land zwischen Rhein und Elbe zu erobern. Kaiser Tiberius (14–37 n. Chr.) schuf danach die beiden Militärbezirke *Germania superior* ‚Obergermanien‘ und *Germania inferior* ‚Niedergermanien‘ mit den Hauptorten Mainz und Köln. Der Rhein und im Süden die Donau bildeten die Grenze. Die Bevölkerung dieser Gebiete bestand v.a. aus Kelten, aber auch aus Germanen, die sich in der Folgezeit teilweise sprachlich latinisierten. Unter Domitian (81–96) wurde mit dem Bau des germanischen und des rätischen Limes begonnen, die bis um 250 von Regensburg über Lorch, Miltenberg, Butzbach bis zum Taunus und von dort bis Remagen

am Mittelrhein die Reichsgrenze bildeten. Zwischen 234 und 260 wurden die rechtsrheinischen Landschaften von den Römern aufgegeben, die linksrheinischen Provinzen hielten sie bis 403. Die Donaugrenze im Süden fiel im Laufe des 5. Jh. Nach dem Rückzug der Römer zogen fränkische Eroberer über den Rhein und setzten sich im Nordteil des römischen Germanien fest. Im Laufe des 5. Jh. drangen die Franken weiter nach Westen und Süden vor, wo sie in der Champagne auf die Burgunder stießen. Nach ihrem Sieg (486/87) über den letzten römischen Statthalter Galliens, Syagrius, rückten die Franken bis an die Loire vor, wo sie auf die Westgoten trafen. 539–563 beherrschten die merowingischen Franken auch Teile Oberitaliens.

Die Burgunder, ein ostgermanischer Stamm, ließen sich gegen Ende des 3. Jh. im Dekumateland (Südwestdeutschland) nieder und standen in ständiger Auseinandersetzung mit den Alamannen. 436 wurde das linksrheinische Burgunderreich durch die Hunnen vernichtet; das Nibelungenlied bewahrt die Erinnerung daran. In welcher Sprache sich die Burgunder an Etzels Hof mit den Hunnen verständigt haben, ist nicht überliefert. Die Burgunder verlagerten ihre Wohnsitze als Förderaten der Römer nach Südwesten und behaupteten sich im Gebiet der heutigen Bourgogne und Franche Comté gegen die Alamannen. 502–507 vernichteten die Franken das Reich der Alamannen, 532–534 das der Burgunder, und gliederten beide ihrem Reich an.

Von den fränkischen Königen Childerich (460–482), Chlodwig/Chlodowik (482–511) und Childebert (511–558) weiß man, daß sie Lateinisch konnten, und Lateinisch war die Sprache aller Angelegenheiten, die der Schriftform bedurften, auch zwischen den Machtzentren der germanischen Stämme, die sich auf weströmischem Gebiet niedergelassen hatten. Zweisprachige Könige, Bischöfe und andere Mandatsträger waren in der Merowinger- und Karolingerzeit keine Seltenheit.<sup>2</sup> Die germanischen Eroberer trugen auf diese Weise zur Stabilisierung des Vulgärlateinischen bzw. Galloromanischen bei, denn „daß die Romanen fränkisch lernten, wird wohl nur in Ausnahmefällen der Fall gewesen sein“.<sup>3</sup> Im 6. Jh. wurden die Verbindungen zwischen den Franken im westlichen Gallien und den Rheinfranken schwächer, die Zwischengebiete wurden wieder rein romanisch. Das westliche Fränkisch wurde von der hochdeutschen Lautverschiebung nicht mehr erfaßt. Im Jahre 813 beschlossen die westfränkischen Bischöfe auf einer Provinzialsynode in Tours, daß jeder von ihnen sich bemühen solle,

*easdem omelias [sc. homilias] quisque aperte transferre studeat in rusticam romanam linguam aut thiotiscam, quo facilius cuncti possint intellegere quae di-*

cuntur ‚ebendiese Homilien ganz deutlich in die romanische oder die deutsche Sprache des Landes zu übersetzen, damit alle umso leichter verstehen können, was gesagt wird‘,

und das, schreibt Emil Gamillscheg, sei das letzte Zeugnis vom Weiterleben des Fränkischen in Frankreich.<sup>4</sup> Als der Ostfranke Ludwig der Deutsche und der Westfranke Karl der Kahle im Jahre 842 einen Vertrag miteinander schlossen, wurde die Eidformel in der romanischen Volkssprache des Westreichs und in der fränkischen Volkssprache des Ostreichs gesprochen und niedergeschrieben – die Straßburger Eide.

Die Goten zogen im 2. Jh. aus dem heutigen Schweden über Südrußland auf den Balkan, wo ihnen Kaiser Aurelian nach vielen Auseinandersetzungen 257 n. Chr. die Provinz Dacia im heutigen Rumänien abtrat. Die Beziehungen zu Rom wurden enger, als die Goten 332 Föderaten des Römischen Reichs wurden.<sup>5</sup> 375 überrannten die Hunnen das gotische Staatswesen. Ein Teil der Goten, die späteren Westgoten, verließ seine Wohnsitze und stieß im Lauf von 23 kriegerischen Jahren durch Italien nach Südfrankreich und Spanien vor. 418 begründete ihr König Wallia in Aquitanien ein kurzlebiges Staatswesen. Die Westgoten befolgten das Verbot der Eheschließung mit Romanen offenbar in einem so hohen Maße, daß es zu keiner nennenswerten Bevölkerungsmischung kam, was wahrscheinlich auf die Glaubensverschiedenheit zwischen den arianischen Goten und den katholischen Romanen zurückzuführen ist. 507 endete diese Episode der Völkerwanderung mit der Vernichtung des tolosanischen Gotenreiches. Die Westgoten in Spanien konnten in langwierigen Kriegen 585 das Reich der Sueben in Nordwestspanien unterwerfen. Sie traten unter König Recared (586–601) zum Katholizismus über, das Verbot der Eheschließung mit Romanen wurde aufgehoben, und sie romanisierten sich rasch.<sup>6</sup> Ihr Reich erlag am Anfang des 8. Jh. den Arabern.

Die Ostgoten arrangierten sich mit den Hunnen. Sie blieben bis zu ihrem Sieg über jene (454) in ihren Wohnsitzen und zogen dann über Pannonien nach Italien. 493–526 regierte Theoderich Italien, 555 zerschlugen die Oströmer das ostgotische Reich. Der sprachliche Einfluß der Goten war entsprechend gering; gotische Ortsnamen sind v.a. in Norditalien nachweisbar, und etwa 70 Lehnwörter gotischen Ursprungs haben sich in Dialekten des Italienischen erhalten.<sup>7</sup> 568 zogen die Langobarden auf Druck der Avari über die Alpen und eroberten in wenigen Jahren Ober- und Mittelitalien. In Süditalien begründeten sie die Herzogtümer Benevent und Spoleto, die jedoch nicht dauerhaft mit dem langobardischen Königreich im Norden vereinigt werden konnten. 774

wurde der Langobardenkönig Desiderius von Karl dem Großen besiegt und sein Reich ins Frankenreich eingegliedert. Das Herzogtum Benevent konnte sich den Franken entziehen und sich in Kämpfen mit Byzanz und den Sarazenen seine Unabhängigkeit erhalten, bis es im 11. Jh. den Normannen erlag. Das Langobardische hat die hochdeutsche Lautverschiebung teilweise mitgemacht. Die Romanisierung der Langobarden vollzog sich in der zweiten Hälfte des 8. Jh.; der relativ lange Spracherhalt dürfte wie bei den Goten damit zu erklären sein, daß die Langobarden Arianer waren und erst in der Mitte des 7. Jh. katholisch wurden. Langobardische Orts- und Personennamen und lexikalische Lehnelemente (insgesamt etwa 280 Lehnwörter) sind im Italienischen häufiger als die gotischen.<sup>8</sup>

Den Franken folgten im 9. und 10. Jh. in Nordfrankreich, einigen Gebieten Westfrankreichs und in Süditalien die Normannen. Sie hinterließen eine weitere Schicht von Germanismen. Auch sie romanisierten sich rasch, und von ihnen sind Berichte vorhanden, daß sie sich um den Erhalt ihrer Sprache bemühten:

Den normannische historieskriver Dudo (slutn. af 900tallet) fortæller, at hertug Vilhelm (dræbt 942) havde sagt, at ,i Rouen tales der mere romansk end dansk, i Bayeux mere dansk end romansk', og videre, at den samme Vilhelm sendte sønnen Richard til Bayeux, for at der skal lære sine forfædres sprog.<sup>9</sup> Der normannische Geschichtsschreiber Dudo (Ende des 10. Jahrhunderts) erzählt, daß Herzog Vilhelm (getötet 942) gesagt habe, daß ,man in Rouen mehr Romanisch als Dänisch und in Bayeux mehr Dänisch als Romanisch spreche', und weiter, daß derselbe Vilhelm seinen Sohn Richard nach Bayeux sandte, damit er die Sprache seiner Vorfahren lernen sollte'.

Die Herausbildung der deutschen Sprachgrenze im Westen und Süden war ein langwieriger, komplizierter Prozeß. Die provinzialrömischen Gebiete, deren Bevölkerungsmehrheit (Vulgär-)Lateinisch oder Galloromanisch sprach, germanisierten sich nur sehr allmählich. Bis ins 10. Jh. blieben romanische Sprachinseln in germanophoner Umgebung bestehen, z. B. an der Mosel zwischen Trier und Koblenz, in der Eifel und im Hunsrück. Auf der anderen Seite beweisen Ortsnamen und archäologische Funde, daß in ganz Nordfrankreich fränkische Sprachinseln existierten. Die spätere deutsch-französische Sprachgrenze ist nicht das Resultat von Siedlungsgrenzen, sondern von sprachlichen Ausgleichsprozessen, d. h. der Romanisierung germanischer Gruppen westlich dieser Grenze und der Germanisierung romanischer Gruppen östlich davon. Für einen mehr oder weniger breiten Gebietsstreifen ist deshalb im frühen Mittelalter generationenlange Zweisprachigkeit anzunehmen, die nicht auf die